BOM13

07.2013 · Ausagbe 03 · »Geld«
Redaktionelles Kollektiv für unkonventionelle Redaktion

Die schönsten Dinge

Wie klingt das Geld?

Die klimpernde Gottheit

Linientreu

Die gespaltene Stadt

Wunscherfüllung

Editorial

„Geld“ ist also das Thema unserer dritten Ausgabe. Was sollte nach „Zeit“ und „Macht“ auch anderes folgen? Vielleicht „Lust & Liebe“, aber das haben wir uns für die September-Ausgabe aufgehoben.

Wie sich aber dem Thema nähern? Nach anfänglichen Schwierigkeiten wurde es nach einigen Bieren und Gläsern Wein dann doch recht rege. „Ich kenne jemanden, der hat seinen Job aufgegeben und tauscht nur noch“, kommt es von einer Redakteurin. „Bei mir beim Rewe steht immer so ein netter älterer Herr und verkauft die Obdachlosenzeitung“, kommt es aus einer anderen Ecke. Songs, die das Thema Geld beinhalten, kennt sowieso jeder. „Ich habe da so eine Idee mit Superhelden“, gibt der Comiczeichner zum Besten. „Und wie ist es eigentlich mit dem bedingungslosem Grundeinkommen?“ Kennt jemand einen, der im Lotto gewonnen und alles wieder verloren hat?“ „Verdienen Straßenmusikern eigentlich genug, um davon Leben zu können?“

Komisch eigentlich nur, dass sich niemand für die Reichen zu interessieren scheint. Sie kommen, obwohl das Thema „Geld“ heißt, so gut wie gar nicht vor. Es steht aber auch nicht unbedingt Armut im Mittelpunkt, sondern in vielen Geschichten geht es vielmehr um den Umgang mit der Kohle, dem Zaster, der Barschaft. Auch wenn wir nicht alle Themen behandeln konnten, die wir uns vorgenommen hatten – weil zwischendurch ganz überraschend neue und unerwartete hinzu gekommen sind – hat sich unsere Einstellung zu dem Thema nicht zwangsläufig geändert, ist aber durch die Arbeit an diesem Magazin um einige Erkenntnisse reicher geworden. Oder wussten Sie, dass man in Moskau an einem Tag als Türsteher so viel verdienen kann wie als Chirurg in einem ganzen Monat?

Inhalt

Editorial

Götterspeisen fürs Volk	Annica Müllenberg
Alter, ich hab' aber kein Geld!	Matthias Höllings
Die schönsten Dinge	Jumana Mattukat
Helden von heute und die Stadt von morgen	Max Vaehling
Its money that matters	Frank Schümann
Wunscherfüllung	Martin Maertens
Der Geschäftsmann	Tobias Meyer
Die klimpernde Gottheit	Rick Rozz
Geldschein	Julia Engelmann
Karl Marx versus Sebastian Münster	Annica Müllenberg
Ohne Wörter	Martin Maertens
Wie klingt das Geld?	Sylvia Roth
Afrika	Sönke Busch
Gang durchs Frankfurter Bahnhofsviertel	Jörg Obernolte
Geld, so heißt es	Martin Maertens
Linientreu	Karin Mörtel
Kurzinterview, Wladimir Kaminer	Annica Müllenberg
Die gespaltene Stadt	Martin Maertens
Spreizung der Gesellschaft	Martin Maertens
Baby bitte mach dir nie mehr Sorgen um Geld	Christian Rittershofer
Es geht nicht immer ums Geld	Steffi Urban
Geld. Musik. Leidenschaft.	Lasse Timm
Wie klingt das Geld?	Sylvia Roth

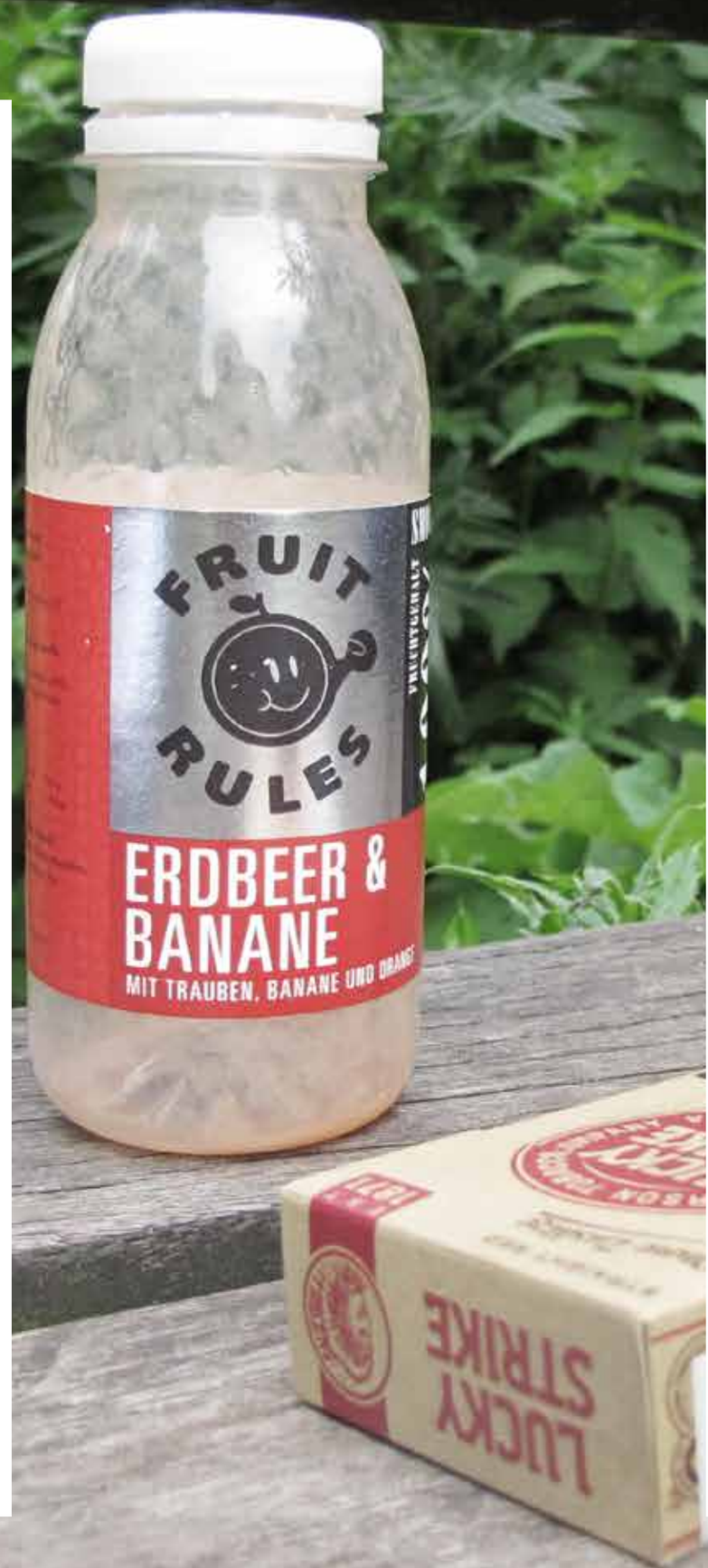
Impressum & Vitae

Götterspeisen fürs Volk

Text: Annica Müllenberg

„Treffen uns am Café Peaberries in St. Georg“, schreibt Philipp Hauschild per Kurznachricht. Die stammt von einem Frei-SMS-Anbieter. Natürlich, denn der 23-Jährige rühmt sich damit, fast ohne Geld zu leben. Und das in einer Stadt wie Hamburg. Ein Blick in die Karte des Cafés lohnt nicht, Philipp möchte lieber zu einem besonderen Ort weiterziehen – ein Geheimtipp, den man gratis besuchen kann. Grellblaue Shorts, moderne Lederschuhe, ein Abdruck eines Klubstempels auf der Hand und ein Markenbrillengestell – Hauschild wirkt nicht wie jemand, der sich in Verzicht üben muss. „Ich lebe äußerst luxuriös“, gesteht der hochgewachsene junge Mann dann auch, obwohl zu den harten Fakten seines noch recht jungen Lebens gehört, dass er vor zehn Monaten seinen gut bezahlten Job in der Versicherungsbranche aufgab, um ohne ein geregeltes Einkommen zu leben.

Wer die Minilandzunge der Alster neben einem Ruderklub nicht kennt, findet sie nicht oder glaubt, Privatboden zu betreten. 200 Meter Luftlinie davon entfernt stolzieren Damen im Chanel-Kostüm in Richtung Hotel Atlantic Kempinski, dessen bekanntester Untermieter Udo Lindenberg ist. Hauschild und er sind quasi Nachbarn – der eine residiert in der Suite, der andere wohnt in St. Georg. Hauschild lebt in den Räumlichkeiten eines Vereins. „Ich kann dort schlafen. Im Gegenzug putze ich und fülle den Kühlschrank mit Lebensmitteln auf, die von den Supermärkten aussortiert wurden“, erklärt er fachmännisch und angelt nach einer Lucky Strike – die Schachtel ist ein Geschenk. Deshalb wird jede einzelne Zigarette nicht einfach geraucht. Das Öffnen der „Geschenkbox“ steht sinnbildlich für sein neues Lebensmodell – teilen und tauschen.



Vor nicht ganz einem Jahr spielte Geld für ihn keine Rolle. Die 4,50 Euro für eine Zigarettenschachtel bezahlte er geistesabwesend, ohne über den Preis nachzudenken. Ein eigenes Büro an der besten Adresse Hamburgs mit Blick zum Jungfernstieg, eine komfortable Summe auf dem Konto, tägliche Taxifahrten aus allen Ecken der Hansestadt, Maßanzüge und Prosecco-Flaschen für 30 Euro – diese Dinge machten das Leben des Dandys mit 22 Jahren reich, aber irgendwann nicht mehr ausreichend. Sein Weg ins Büro führt ihn immer häufiger am Occupy-Camp vorbei. Bald geht er nicht mehr nach Hause, sondern bleibt auf einen Plausch mit den Aktivisten in der Zeltstadt. Mit Leuten in Kon-

takt kommen liegt ihm, er brennt für neue Ideen. Diese lassen sich aber nicht immer an einem Nachmittag diskutieren. Also schläft er ab und zu im Schlafsack unter dem Zeltdach. Morgens streift er den Anzug über und schleicht sich ins Büro. Die Kollegen wissen nichts von seinem neuen antikapitalistischen Freizeitgebaren. Die Occupy-Freunde stört die Parallelwelt nicht, in die sich ihr Mitaktivist begibt, glaubt Hauschild.

Sein Weg ins Büro führt ihn immer häufiger am Occupy-Camp vorbei.

Das Gefühl am Tag X, als er seine Existenz gegen das Nichts eintauscht, beschreibt er so: „Ich habe mich unwohl gefühlt. Ich fand es unfair, so viel Geld zur Verfügung zu haben, also ging ich zu meinem Chef und sagte: ‚Tschüss, ich bin weg'". Ein Satz mit schnellen Konsequenzen. Das Emporklettern auf den Sprossen der Karriereleiter dauert Jahre – der Sturz nach ganz unten zum Nullpunkt passiert im Eiltempo von heute auf morgen. Eine Lehre bei Airbus und diverse Jobs im Marketingbereich reihten sich in der Vita des Verkaufsexperten aneinander. Nun lag die Ungewissheit vor ihm.

„Ich kann nicht mehr zahlen", erklärt er dem Vermieter. Dieser entgegnet gelassen: „Dann musst du jetzt ausziehen." Er geht ins Occupy-Camp, verschenkt seine Sachen. Die Zahlen, die er einst vergessen hatte, weil sie es sich regelmäßig auf seinem Konto in schwarzen Bereichen bequem gemacht hatten, sind ihm jetzt viel bewusster: Magere 400 Euro verbleiben vom einst üppigen Gehalt. Und einige tausend Euro schwirren in seinen Gedanken. Er beantragt Arbeitslosengeld und führt seit Monaten einen Kampf um „mittlerweile 9000 Euro". Wieso? Geht es nicht um eine Existenz ohne Geld? „Wichtig ist mir nur, dass ich den Rechtsstreit gewinne" – es gehe ums Prinzip, schwingt da zwischen den Zeilen mit.

Das neue Leben im Camp ist frei von Prinzipien. Der tägliche Rhythmus ist weg, das Einkommen auch, leben tut er trotzdem und zwar ganz gut. „Ich und ein Österreicher hatten uns entschieden, wegzugehen." Himmelsrichtung: grob nördlich. Gepäck: ein Zelt, ein Gaskocher, ein Laptop und ein Handy ohne Guthaben. Tickets: acht Schokoladentafeln. So erreicht das Duo per Ovomaltine-Bezahlung schließlich Kopenhagen. Ein dänisches Pärchen offeriert ihnen sogar einen Job auf einer Hühnerfarm (O-Ton: „Ihr seid uns sympathisch"). Für ausrangierte Lebensmittel gibt es in der dänischen Hauptstadt Unterkunft bei einer Bekannten. Als sich die beiden als Handlanger beim Bühnenaufbau im Freistaat Christiania verdingen, springen Übernachtungen, eine Gitarre und Gras heraus. „Der Weg ist das Ziel", beschreibt Philipp die Route. Bis hierhin haben sie es ohne große Mühe geschafft und Philipp will weiter, der Österreicher allerdings nicht. Die erste existenzielle Krise bahnt sich an. Es geht um das, was sich nicht einfach in den Containern finden lässt: Gaskocher, Gitarre, Daunenjacke und Zelt. Im anbrechenden Oktober zwickt der Winter langsam in den Gliedern. Der Weltenbummler setzt sich beim Österreicher durch und zieht mit den Habseligkeiten weiter – allerdings nur bis zum Flughafen. Wenn das letzte Geld es nicht Wert ist, in eine Jacke investiert zu werden, so zumindest in ein Flugticket bis nach Stockholm:

„Es gab einen Restplatz für 40 Euro, den habe ich kurzerhand genommen."

Mit dem Laptop findet er in einer W-LAN-Zone über Couchsurfing die nächste Bleibe, bei einem Polizisten. Als Workaholic ist dieser fast nie zu Hause. Nun zeigt sich auch, dass die Gitarre kein unnötiger Ballast ist. „Ich kann zwar nicht wirklich spielen, aber an ein paar Griffe konnte ich mich erinnern und machte Straßenmusik." Binnen weniger Tage fallen so viele Kronen in seinen Hut, dass es für ein Erste-Klasse-Ticket mit Frühstück bis nach Hamburg reicht. Den Boden der Hansestadt betritt Philipp Hauschild nach sechs Wochen wieder. Neben seinen Habseligkeiten hat er zusätzlich noch eine Flasche guten dänischen Schnaps und ein Plus von umgerechnet 140 Euro dabei. Das motiviert. „Eigentlich ist alles ein Experiment und ich wollte sehen, wie weit ich komme", erklärt der Reisende und setzt die Route symbolisch an der Alster im mondänen Hamburg fort.

Seine neuen Währungen heißen Zeit und Wissen, die Geschäftsnische ist die Wegwerfgesellschaft. Wenn Hauschild durch das fast dörflich strukturierte St. Georg mit den Feinkostläden und Bio-Cafés

schlendert, wandern seine Blicke gezielt in die Hinterhöfe. „Ich kenne viele Ladenbesitzer und oft muss ich gar nicht mehr in die Container schauen – die Leute heben die abgelaufenen Sachen für mich auf und geben sie mir dann."

Eigentlich ist alles ein Experiment und ich wollte sehen, wie weit ich komme.

Im Bio-Supermarkt mit der gemütlichen Atmosphäre lässt sich Frische atmen. Man begrüßt Philipp freundschaftlich, duzt sich. Die Marktleiterin sei nicht da, aber er könne später noch einmal wiederkommen, lächelt der junge Mann hinter der Käsetheke herüber und widmet sich wieder seiner Beschäftigung: behutsam schichtet er die gelben Laibe übereinander, die allesamt aus Deutschland und von glücklichen Tieren stammen. Natürlich.

Philipp geht durch den in warmes Licht getauchten Laden und deutet auf seine Lieblingsmarken. „Mir fehlt es an nichts. Jeden Tag werden Dutzende noch verwertbare Lebensmittel entsorgt. Nicht nur hier. Auch in anderen Supermärkten. Darunter sind tolle Sachen.“ Beispielsweise teure Smoothies. Flaschenweise fischt er die bis zu drei Euro teuren Fruchtbomben aus dem Müll. Warum? Weil das Haltbarkeitsdatum abgelaufen ist. Das bedeutet in Deutschland – letzte Ruhestätte Mülltonne. Philipp hält von diesem Datum nicht viel, das nur eine grobe Schätzung der Hersteller ist.

Damit auch andere von seinen gewonnenen Erfahrungen profitieren können, ist er einer der Mitgründer der Gruppe „Lebensmittelretter“ der Hansestadt. Die Akteure sammeln noch verwertbare Nahrungsmittel von den Märkten, sprechen mit den Leitern und überzeugen sie davon, dass beide Seiten gewinnen. „Die Supermärkte sparen sich die Abfallkosten und ich kann mich sehr gut und gesund von den Produkten ernähren“, erklärt Hauschild und schwärmt von seinen sogenannten „Götterspeisen“. „Es gibt hier in Hamburg ziemlich gute Spots, also Container, und viele davon sind frei zugänglich. Überhaupt ist es nicht verboten, sich aus den Containern zu bedienen. Es handelt sich um eine gesetzliche Grauzone. Viele Marktleiter kooperieren schon mit uns“, erklärt der Visionär, der noch keine Anzeige ernten musste. Seine „Shoppingzeit“ ist stets nachts. Einmal wird er auf einem Beutezug von einem Mitarbeiter überrascht, doch der kann auch nicht mehr tun als ihm sagen, dass er bitte gehen soll.

Beispielsweise teure Smoothies. Flaschenweise fischt er die bis zu drei Euro teuren Fruchtbomben aus dem Müll.

Hier und da grüßt er fröhlich durch offen stehende Türen von Cafés. „Dort wohnt eine befreundete Physiotherapeutin“, und deutet auf eine schicke hanseatische Fassade. „Wenn ich morgens die Vereinsräume geputzt habe, passe ich manchmal auf ihre Kinder auf. Dafür bekomme ich eine Massage, eine Stunde Yoga oder Pilates“, erklärt er das Prinzip seines weit gespannten Tauschnetzes. „Ich habe alles, was ich brauche“, antwortet er auf die Frage, ob er nichts entbehren müsse. Sicher, vor Geburtstagen oder Weihnachten werde es manchmal etwas heikel. „Meiner Schwester habe ich zur Hochzeit eine Jacke eines guten Labels geschenkt, die habe ich ebenfalls im Müll gefunden und sie war quasi wie neu“.

Der neueste Clou des Jägers und Sammlers sind die „Fairverteiler“. Die „Lebensmittelretter“ wollen Kühlschränke an öffentlichen Orten aufstellen und füllen sie mit ausrangiertem Obst, Gemüse und Joghurt. „Kritiker gibt es zwar immer, aber das Engagement kommt in Hamburg gut an“, sagt der Enthusiast, der durch seinen Lebenswandel einige Freunde verloren hat, aber viele Hundert Facebook-Freunde dazu bekam. Aus der Familie ist sein Vater der Einzige, der sein Engagement würdigt. Trotz einiger Enttäuschungen bezeichnet sich Philipp als zufriedener als jemals zuvor in seinem Leben.

Seine gelassenen Erzählungen lassen diese Verbraucherrevolution als einen leichten Spaziergang ohne große Hindernisse erscheinen. „Natürlich gibt es auch Kritiker“, räumt er ein, aber bei Schwierigkeiten genüge oft ein Anruf bei einem der Anwälte oder dem Lebensmitteltechniker, die mit den Neu-Ökonomisten kooperieren. Sein Modell schlägt mittlerweile Wellen, er ist eine Institution an der Elbe und darüber hinaus. Es erreichen ihn auch Einladungen aus der Schweiz und Italien, beispielsweise zu Erntedankfesten. Fernsehteams begleiten ihn auf Containertouren. Im Rampenlicht sieht man einen pfiffig dreinschauenden jungen Mann, der mit tiefem Basston in ruhigen Worten die Regeln des Containerns erklärt. „Man darf nichts beschädigen und kein Chaos hinterlassen, außerdem ist es Pflicht, etwas für die Nächsten übrig zu lassen.“ Seine Überlebenstipps wird er bald auch im TV-Wissensmagazin „Galileo“ preisgeben. Wenn eines seiner zwei Handys klingelt – das eine ist ein Geschenk, das andere sein altes, auf das er manchmal ein Guthaben lädt – ist am anderen Ende auch schon mal der Unilever-Konzern. „Herr Hauschild, ihr Lebensprinzip ist die Zukunft. Wir möchten Sie gerne kennenlernen“, so eine Sprecherin des großen Unternehmens.

Wieder einer geregelten Arbeit nachzugehen, das liegt auch in Hauschilds Interesse. Sein Traumjob: Fachkraft für Abfallmanagement und Prozessoptimierung in der Recyclingbranche. Allerdings nicht des Geldes wegen.

Sein Traumjob: Fachkraft für Abfallmanagement und Prozessoptimierung in der Recyclingbranche.

Schon jetzt hat der Naturbursche mit seinem Engagement gut verdient. „Es ist nicht mehr so, dass ich überhaupt kein Geld mehr habe. Ich nutze es nur nicht.“ In einem Privattresor schließe er seine Verdienste weg, die er tageweise als Möbelpacker oder als Honorar für Talkshows bekommt. „Im Februar habe ich nur 15 Euro im Monat ausgegeben. Jetzt schwanken die Ausgaben, aber es ist nie viel. Das Geld nutze ich eher selten. Beispielsweise, wenn ich mir mal einen Espresso kaufe, eine meiner Schwächen“, gesteht er lachend.

Hat er überhaupt eine Geldbörse? „Ja, klar“, er holt ein braunes Lederexemplar aus der Hosentasche. Allen Vermutungen zum Trotz ist sie nicht leer. Selbst Hauschild ist überrascht, als ein kurzer Check Folgendes ergibt: 140 Euro, 10 Rupien und 15 Pesos.

Ausgaben während der Zeit mit Philipp: 0 Euro. Ertauschte Objekte: zwei Zigaretten und ein Erdbeer-Bananen-Smoothie gegen ein Feuerzeug mit integrierter Lampe

„Geld stinkt nicht."

Titus Flavius Vespasianus

Alter, ich hab' aber kein Geld!!

Text: Matthias Höllings

Ein Tag im Büro.

Wieder einmal klingelt das Telefon. Ich hebe den Hörer ab und melde mich mit:

„Stadthalle Bremen, Pressestelle, Höllings, guten Tag!"

Am anderen Ende: *„Tja, Moin, Goldhöker hier. Aus Hamburg"*.

„Wer spricht da bitte?", hake ich nach. *„Goldhöker aus Hamburg!"*

„Was für ein ungewöhnlicher Name", erwidere ich. „Was kann ich für Sie tun?"

„Tja, Alter, pass mal auf. Man nennt mich Goldhöker. Ich mach' in Gold."

„Ja, super", entgegne ich, „aber was hab' ich damit zu tun?"

„Tja, Alter, das ist nämlich so. Du bist doch der mit der Stones-Akte, oder? Meine Leute haben mir zugetragen, dass Du an einer goldenen Scheibe von „Die Beatles" interessiert bist. Und ich bin jetzt der, der Dir das Teil besorgen kann."

Langsam dämmerte es mir und dann wusste ich schlagartig, was dieser Mensch am Telefon meinte. Ich war der, der im Keller in einem verschlossenen Schrank die Veranstaltungsakte der Rolling Stones von ihrem Bremer Auftritt aus dem Jahre 1967 gefunden hatte. Als alter Jäger und Sammler war ich wieder einmal in den Kellern der Halle unterwegs gewesen. Neugierig, ob sich nicht noch irgendwo alte Veranstaltungsplakate finden ließen. In den 80ern hatte es in der Stadthalle einen großen Wasserschaden gegeben, bei dem so ziemlich alles vernichtet wurde, was auch nur ansatzweise mit Papier zu tun hatte. Irgendjemand muss dann geistesgegenwärtig diesen Schrank aufgebockt haben, um ihn und den Inhalt vor den Wassermassen zu retten. Dabei blieb dann der Schlüssel auf der Strecke und der Schrank geriet in Vergessenheit. Fast 20 Jahre später ließ ich diesen Schrank eigenmächtig und voller Neugierde aufbrechen. Für die einen mögen es nur Akten sein, die da im Schrank lagen, für mich war es eine Sensation. Alte Veranstaltungsunterlagen aus den ersten Jahren der Stadthalle. In diesem Fall auch die 67er-Akte von den Rolling Stones. Viel war es nicht, aber immerhin ein paar Seiten Schriftverkehr mit dem Finanzamt, eine komplette Biografie der Plattenfirma, Eintrittskarten und Fotos. Als eingefleischter Beatles-Fan

und Sammler von Devotionalien erkannte ich den ideellen Wert dieser Akte sofort, da solche Unterlagen in der Regel zehn Jahre aufbewahrt werden, um dann im Reißwolf zu landen. Ausgerechnet ein Beatles-Fan stieß nun auf diese einzigartige Akte der Rolling Stones. Die Band, die man in den 60er Jahren als Beatles-Fan zu hassen hatte – und umgekehrt.

Das Wissen um diesen Fund wollte ich auf keinen Fall für mich behalten und gab Kopien der Akte an die Bremer Presse. Dadurch bekamen alle Bremer Stones-Fans Kenntnis von diesem „Sammler-Schatz“ und mein Telefon stand nicht mehr still. Fans können komisch sein und Fragen stellen, wie:

„Kann ich die Akte mal sehen?“
„Darf ich die Akte mal anfassen?“
„Kann ich mir da ’was rauskopieren?“
„Darf ich mich mit der Akte zusammen mal fotografieren lassen?“

Tagelang ging das so und nervte irgendwann. Aber wie wird man die Geister, die man rief, wieder los? Ein ganz eingefleischter Stones-Fan wollte unbedingt von mir wissen, was er denn für mich Gutes tun könne, um sich dafür zu bedanken, dass er diese Akte einmal in seinem Leben in Händen halten durfte?

Ausgerechnet ein Beatles-Fan stieß nun auf diese einzigartige Akte der Rolling Stones.

Sicher war es nett von ihm gemeint, aber etwas gereizt teilte ich ihm mit, das sei schon in Ordnung, ich hätte eben ein Herz für Sammler und fände es schade, dass dies nun keine Beatles-Akte gewesen sei – wie auch, die Beatles kamen nicht bis nach Bremen. Aber wenn er mal über eine goldene Schallplatte der Beatles stolpern sollte, könne er sich gerne mal melden. Das sagte ich ihm in dem Wissen, dass niemand wirklich jemals über eine goldene Schallplatte der Beatles stolpern würde. Wie auch? Goldene Schallplatten hatten in den 60er Jahren eine Auflage von maximal 30 Exemplaren, die an die Künstler selbst und an alle, die direkt mit der Produktion einer neuen Schallplatte zu tun hatten verliehen wurden, wenn, je nach Erscheinungsland, eine Verkaufszahl von einer halben Million erreicht wurde. Über so etwas konnte man nicht stolpern.

Für mich war das interessante Kapitel Rollings-Stones-Akte damit abgeschlossen – bis…? Ja, bis das Telefon klingelte und sich ein Mensch namens Goldhöker meldete, der mich fragte, ob ich an einer goldenen Platte von „die Beatles“ interessiert sei?

Ich hielt den Telefonhörer in der Hand und sagte:

„Also noch mal ganz langsam zum Mitschreiben. Goldhöker, das ist doch kein Name? Wie heißen Sie denn richtig?

„Tja, Alter, mein Name ist Goldhöker und ich mach in Gold - hab’ ich doch schon gesagt. Aber nun noch mal zum Thema. Ist das richtig, dass Du an einer goldenen Scheibe interessiert bist? JA oder NEIN?“

„Was heißt hier JA oder NEIN?“, entgegne ich. „Was heißt hier interessiert? So etwas

Die Beat-Sensation 1967

Die härteste Band der Welt

THE ROLLING STONES

Let's Spend The Night Together
Ruby Tuesday

Easy Beats Friday On My Mind
The Creation Painter Man

The Batman
Achim Reichel

Bremen - Stadthalle

Mittwoch
29
März 1967

Eintrittspreise:
Nachm. verbill. Preise
von DM 6.50 bis DM 16.–
Abends

Kartenvorverkauf

ist doch gar nicht bezahlbar, auch wenn ich interessiert wäre“, weiche ich unsicher geworden seiner Frage aus.

„Alter“, sagt Goldhöker, *„lass das mit der Kohle mal weg und hör’ nur auf Dein Herz. Willst Du so eine goldene Scheibe in Deinem tiefsten Inneren wirklich haben, dann sag jetzt JA“,* säuselt er mir ins Ohr.

„JA, aber“, bringe ich hervor.

„Alter, lass das aber mal weg“, erwidert er.

JA, aber …

„Aber ich kann hier jetzt nicht einfach am Telefon eine goldene Scheibe bestellen und habe keinen Schimmer, was so etwas kostet und wovon ich das bezahlen soll. Wie stellen Sie sich das vor?“, kommt es von mir zurück.

„Alter, das lass mal meine Sorge sein“, fällt mir Goldhöker sofort ins Wort.

„Wie soll ich das verstehen? Was kostet so ein Teil? Wo kommt die Scheibe überhaupt her? Ich verstehe das alles nicht“, entgegne ich ihm.

„Also Alter, jetzt pass mal ganz genau auf und hör mal zu, was Dir Goldhöker zu sagen hat“, fängt er erneut an, als ob wir uns bereits seit Jahren kennen würden.

Willst Du so eine goldene Scheibe in Deinem tiefsten Inneren wirklich haben

„In London ist bei Sothebys eine Scheibe von „Die Beatles“ aufgetaucht. Die könnte ich für Dich abgreifen lassen, wenn Du die haben willst. Alter, wenn Du die wirklich haben willst, kommt die gar nicht erst zur Versteigerung. Klar kostet das was, aber – sagen wir mal so – wir wickeln das ganz sutje und in Ruhe ab. Nur wir beide. Mehr kann ich Dir dazu nicht sagen und mehr willst Du auch gar nicht wissen. Du musst jetzt nur klar und deutlich am Telefon sagen: JA, ich will diese goldene Scheibe haben - und dann sind wir im Geschäft.“

„Und wie soll das Geschäft zwischen uns beiden ablaufen?“, frage ich nach.

„Alter, Du hast das Spiel irgendwie noch nicht begriffen. Du musst erstmal JA sagen, dann kommen die Regeln“, kontert Goldhöker.

Worauf ich antworte: „JA, Alter, ich hab’ aber kein Geld“.

„Gut“, entgegnet er gar nicht überrascht und sagt: *„Dann sind wir uns ja jetzt einig. Also pass auf, Alter. Ich gebe Dir jetzt ’ne Kontonummer und Du überweist mir dann erst einmal 2000 Flocken und dann sehen wir weiter, ’ne? Du kannst mich jederzeit anrufen. Alles paletti?“*

Ich war irritiert und sage: „Ich soll Geld überweisen, ohne zu wissen, was die Scheibe tatsächlich kostet? Wie blöd ist das denn?“

Goldhöker bleibt völlig ruhig: *„Tja, Alter, also willst Du die Scheibe nun haben, oder nicht? Ich sage Dir jetzt: Du willst sie haben! Stimmt es? Du hast doch schon JA gesagt. Scheiß’ doch was auf die Kohle. Das kriegen wir schon hin, Alter! Echt! Ehrenwort!“*

Was war das jetzt wieder? Er gibt mir sein Ehrenwort. Jetzt war ich wirklich irritiert. Ein merkwürdiger Typ, der sich Goldhöker nennt, ruft mich aus Hamburg an. Ein unbekannter Mensch, den ich nicht kenne,

bietet mir einen Deal an. Will, dass ich ihm Geld überweise und er sagt mir noch nicht einmal, um wie viel es insgesamt geht. So blöd kann doch keiner sein, dass er bei so einem Deal einsteigt, oder?

„Nee, nee, Alter, so läuft das nicht“.

Um es abzukürzen. Ich war so blöd, telefonierte tagelang alle nur erdenklichen Adressen durch, um mir Geld zu leihen. Es läpperte sich. Mein Vorteil dabei war wohl, dass ich mir noch nie Geld von jemandem geliehen hatte. Ich wirkte in Sachen Geld scheinbar seriös. Alle fanden es eher ungewöhnlich, dass ich Geld leihen wollte, gaben es mit aber.

Das Geld überwies ich dann an „Goldhöker Hamburg“, Verwendungszweck: „Goldene Scheibe“ und trug dann die Summe 2000 Flocken auf dem Überweisungsträger ein. Und dann…?

Tja, dann passierte nichts mehr. Tagelang. Wochenlang. Die Geschichte war beendet.

Anrufen konnte ich nicht, denn ich hatte zwar mit Goldhöker telefoniert, mir aber nicht seine Telefonnummer notiert. Oder, um bei der Wahrheit zu bleiben, noch dämlicher, ich hatte nicht einmal nach der Nummer gefragt, als Goldhöker meinte, ich könne ihn jederzeit anrufen.

Dann, nach zweieinhalb Monaten klingelte im Büro mal wieder das Telefon und ich hörte wieder diese typische Hamburger Stimme:

„Goldhöker hier. Tja, Alter, wir haben Deine Scheibe jetzt in London bei Sothebeys sichergestellt.“

„Das ist ja toll“, antworte ich. „Und wann kriege ich die Scheibe? Meine Adresse ist….“

„Nee, nee, Alter, so läuft das nicht“, platzt Goldhöker dazwischen. *„Die Scheibe ist sichergestellt und muss nun nach Hamburg. Das heißt, dass ich da jetzt jemanden nach London schicken muss, um die Scheibe abzuholen.“*

„Ja, Ja, habe ich kapiert“, sage ich, „aber was habe ich damit zu tun? Ich habe doch die Kohle schon überwiesen?“

„Tja, Alter, beruhige Dich“, meint Goldhöker. *„Deine Kohle war dafür, dass wir die Scheibe abgegriffen haben. Jetzt müssen wir sie holen.“* Ich bin verunsichert und frage nach: „Was heißt hier denn immer – wir müssen? Wieso wir? Wie viele Leute sind denn damit beschäftigt?“

„Alter, jetzt mal unter uns. Das willst Du nicht wirklich wissen, oder? Auf jeden Fall schicke ich jetzt von Hamburg einen Typen nach London. Der schnappt sich dann Deine Scheibe und bringt die dann zu mir nach Hamburg. Da fallen aber ein paar Ausgaben an. Das musst Du verstehen. Hin- und Rückflug, Hotel , Essen, Taxi und überhaupt. Das kostet eben. Taschengeld braucht der Typ ja auch, oder? Du hast ja noch meine Kontonummer. Du überweist mir noch mal 1000 Flocken. Dann sind wir erstmal wieder im grünen Bereich. Damit müssten wir hinkommen. Dann sind wir im Geschäft. Alles klar, Alter?“

Ich bin sprachlos und frage nur noch etwas kleinlaut: „War es das dann auch?“

„Tja, Alter“, höre ich ihn am Telefon, *„ich will mal so sagen: E v e n t u a l i t ä t e n gibt das immer. Keiner kann das vorher so genau sagen, ob da noch was kommt. Aber mach' Dir mal keinen Kopp, Alter. Überweis die Kohle und dann läuft das schon alles nach Plan.“*

Ich lasse nicht locker: „Kann ja sein, dass hier alles nach Plan läuft, aber kann ich wenigstens mal Deine Telefonnummer haben?“

Goldhöker ist erstaunt und erwidert: *„Meine Telefonnummer? Was willst Du da denn mit? Traust Du mir nicht, oder was? Alter, das enttäuscht mich jetzt aber ein bisschen. Ich dachte wir sind Partner? Mach Dir keine Sorgen. Ich rufe Dich an, wenn Deine Scheibe aus London da ist. Ehrenwort!“*

Traust Du mir nicht, oder was? Alter, das enttäuscht mich jetzt aber ein bisschen.

Das mit seinem Ehrenwort ging mir langsam an die Nerven. Jetzt wurde es mit meinem Geld, das ich nicht hatte, aber langsam eng. Ich war noch dabei, alle Bekannten bei Laune zu halten, um die ersten Schulden zurückzuzahlen und jetzt sollte ich schon wieder zahlen.

Irgendwie war ich im falschen Film. Und wofür ich das Geld benötigte, konnte ich auch wirklich niemandem erzählen. Das glaubte einem doch kein Mensch. Da hätte man sein Geld auch gleich in einen Gully schmeißen können.

Wie kam ich aus dieser Sache bloß wieder raus? Noch einmal die Kumpels anpumpen – nee, das war peinlich. Auf meinem Konto meinen Dispo überziehen? Ein paar Schallplatten auf dem Flohmarkt verkaufen? Irgendwie musste das doch hinzukriegen sein. Gefühlt hatte ich die erste Kohle ja bereits abgeschrieben, während ich dabei war den zweiten Überweisungsträger auszufüllen. Ich brachte also tatsächlich noch einmal ein paar Flocken auf den Weg.

Dann wieder sechs Wochen lang aus Hamburg kein Lebenszeichen. Nichts. Es war zum verzweifeln. Mir fiel eine alte Fernsehsendung wieder ein, die den Titel trug: „Nepper, Schlepper, Bauernfänger“. Was hatte ich mich vor dem Bildschirm immer über die Typen lustig gemacht, die so blöd waren auf irgendwelche windigen Ver-

sprechen hereinzufallen und sich dann wunderten, dass plötzlich ihre Kohle weg war. Und jetzt? Jetzt warf ich geliehene Kohle zum Fenster raus, für nichts und wieder nichts. Wie dämlich kann man eigentlich sein?

Als dann wieder das Telefon klingelte, war ich richtig erfreut, diese mittlerweile vertraute Stimme von Goldhöker zu hören, der auch gleich loslegt:

„Tja, Alter, wir haben es geschafft. Deine Scheibe ist bei mir in Hamburg.“

„Super“, entgegne ich, „dann kannst Du mir ja endlich sagen, wo Du wohnst und wann ich sie abholen kann? Ich komme mit dem Zug. Dann haben wir diesen Deal endlich vom Tisch!“

Goldhöker erwidert: *„Alter, Du enttäuscht mich jetzt aber. Hast Du das Spiel immer noch nicht begriffen?“*

Doch, ich hatte das Spiel begriffen und frage nur noch: „Wie viel Flocken diesmal?“

„Tja Alter, ich würde sagen mit 500 Flocken kommen wir wohl hin. Weil Du's bist. Du bist 'n Guter, da will ich mal nicht so sein.“

„Was soll das denn heißen“, will ich wissen, „Du bist ein Guter? Was ist denn ein Schlechter und was ein Guter?“

„Tja, Alter“, erklärt Goldhöker, *„das ist so: Normalerweise traue ich meinen Kunden nicht und geh' auf Nummer sicher. Die Übergabe solcher Scheiben oder was ich sonst noch so in Gold beschaffe, läuft immer über die Autobahn-Raststätte Dammer Berge. Da ist über der Autobahn 'n Lokal. Da kann man jederzeit nach beiden Seiten weg. Da trifft man sich auf 'n Kaffe zur Übergabe und fertig. Da Du aber ein Guter bist, lasse ich Dir Die Scheibe nach Bremen bringen.“*

„Und wieso bin ich ein Guter?“, will ich wissen.

„Tja, Alter, meine Leute haben mir das mit der Rolling-Stones-Akte erzählt, die Du gefunden hast und alle durften die mal sehen, anfassen und fotografieren. Das ist selten, dass Leute so was machen. Du hast ein gutes Herz, Alter, Du bist ein Guter. Und das muss belohnt werden. Da brauchen wir uns nicht an der Autobahn treffen. Die Scheibe kommt zu Dir. Alles klar?“

Irgendwie bin ich gerührt von seinen Worten und überlege, ob es so etwas gibt, wie einen Gangster-Kodex, sage aber nur: „Das finde ich aber nett.“

Nur eine Woche später sitze ich um 9 Uhr morgens im Büro der Stadthalle Bremen, als es an der Tür klopft. Da ich gerade an einem Text schreibe, drehe ich mich bei meinem „Herein“ nicht um. Die Tür geht auf und hinter mir fragt jemand:
„Guten Morgen!“ Sind Sie Herr Höllings?“

Ich drehe mich um und höre:
„Schönen Gruß von Goldhöker aus Hamburg.“

Und während mir ein Mann ein großes Gebilde, eingeschlagen in Packpapier, entgegenhält, höre ich:
„Soll ich hier abgeben!“

Er hält sein Mitbringsel so hoch, dass ich ihn selbst nicht sehen kann. Ich nehme das Paket, aber als ich Danke sagen will, höre ich, wie die Tür bereits wieder ins Schloss fällt.

Was für ein Auftritt. Goldhöker war es nicht. Die Stimme klingt anders.

Ich sitze immer noch am Schreibtisch auf meinem Drehstuhl und reiße nervös das Packpapier auseinander und denke…

Alter, jetzt habe ich ’ne goldene Scheibe von „Die Beatles“, aber kein Geld mehr!

„Sinn des Lebens: etwas, das keiner genau weiß. Jedenfalls hat es wenig Sinn, der reichste Mann auf dem Friedhof zu sein.“

Peter Ustinov

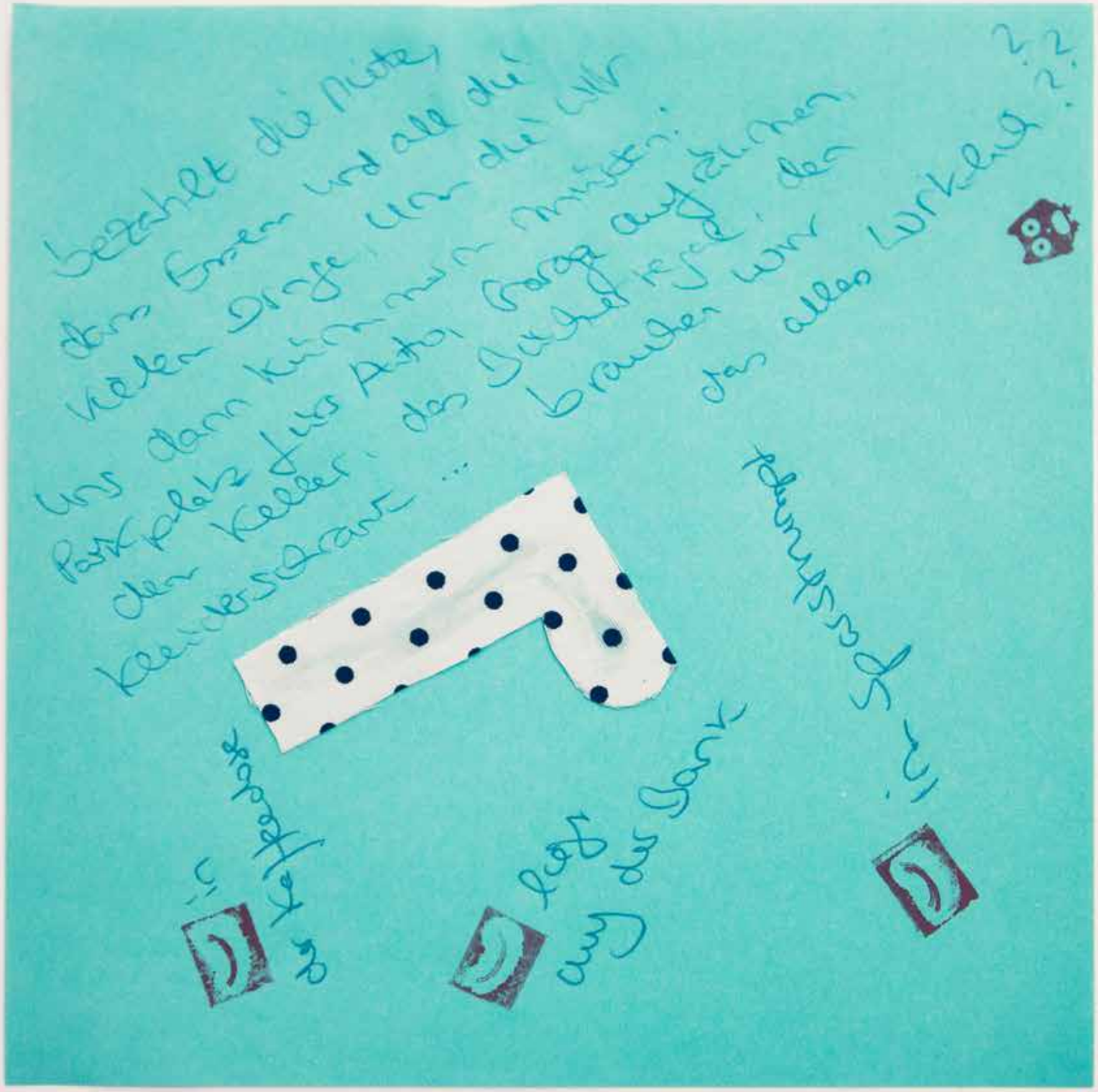
Die schönsten Dinge

Jumana Mattukat

BOM BON

Bezahlt die Miete
das Essen
und all die Dinge,
um die wir uns dann kümmern müssen
Parkplatz fürs Auto
Garage aufräumen, den Keller,
das Bücherregal, den Kleiderschrank
Brauchen wir das alles wirklich?

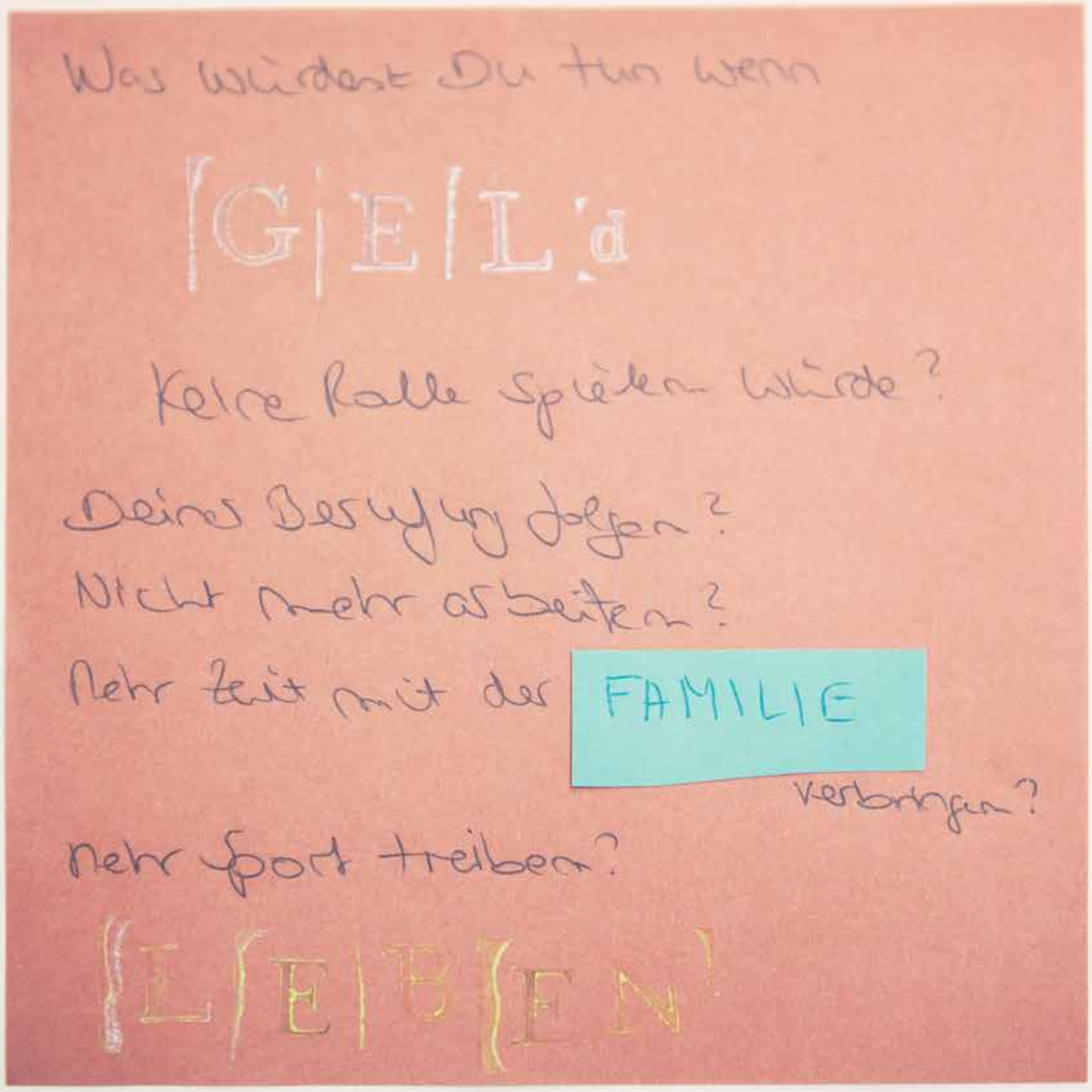
In der Kaffeedose
Liegt auf der Bank
Im Sparstrumpf



zwängt uns ein

nimmt uns den Atem

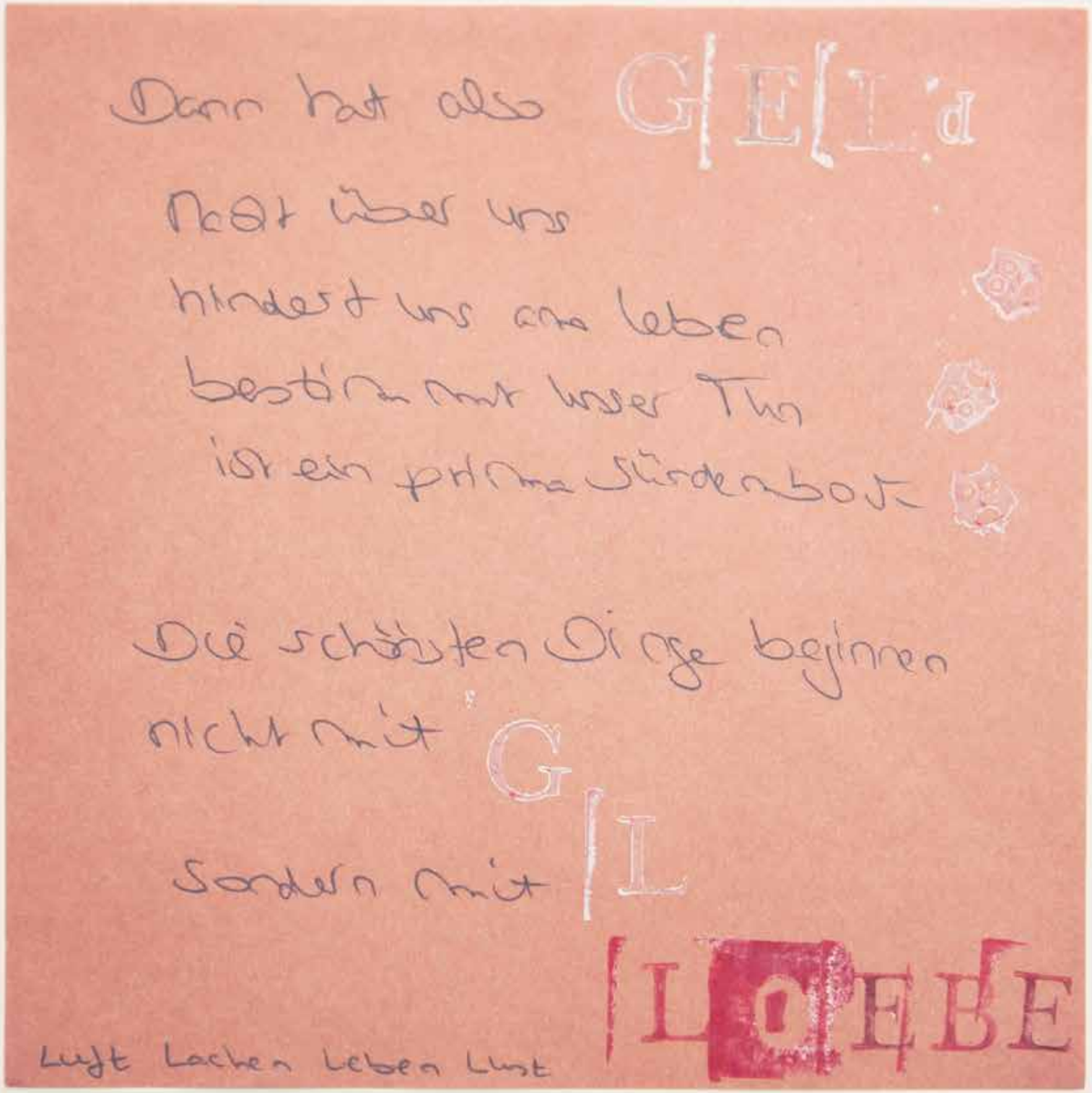
Was würdest Du tun wenn Geld keine
Rolle spielen würde?
Deiner Berufung folgen?
Nicht mehr arbeiten?
Mehr Zeit mit der Familie verbringen?
Mehr Sport treiben?



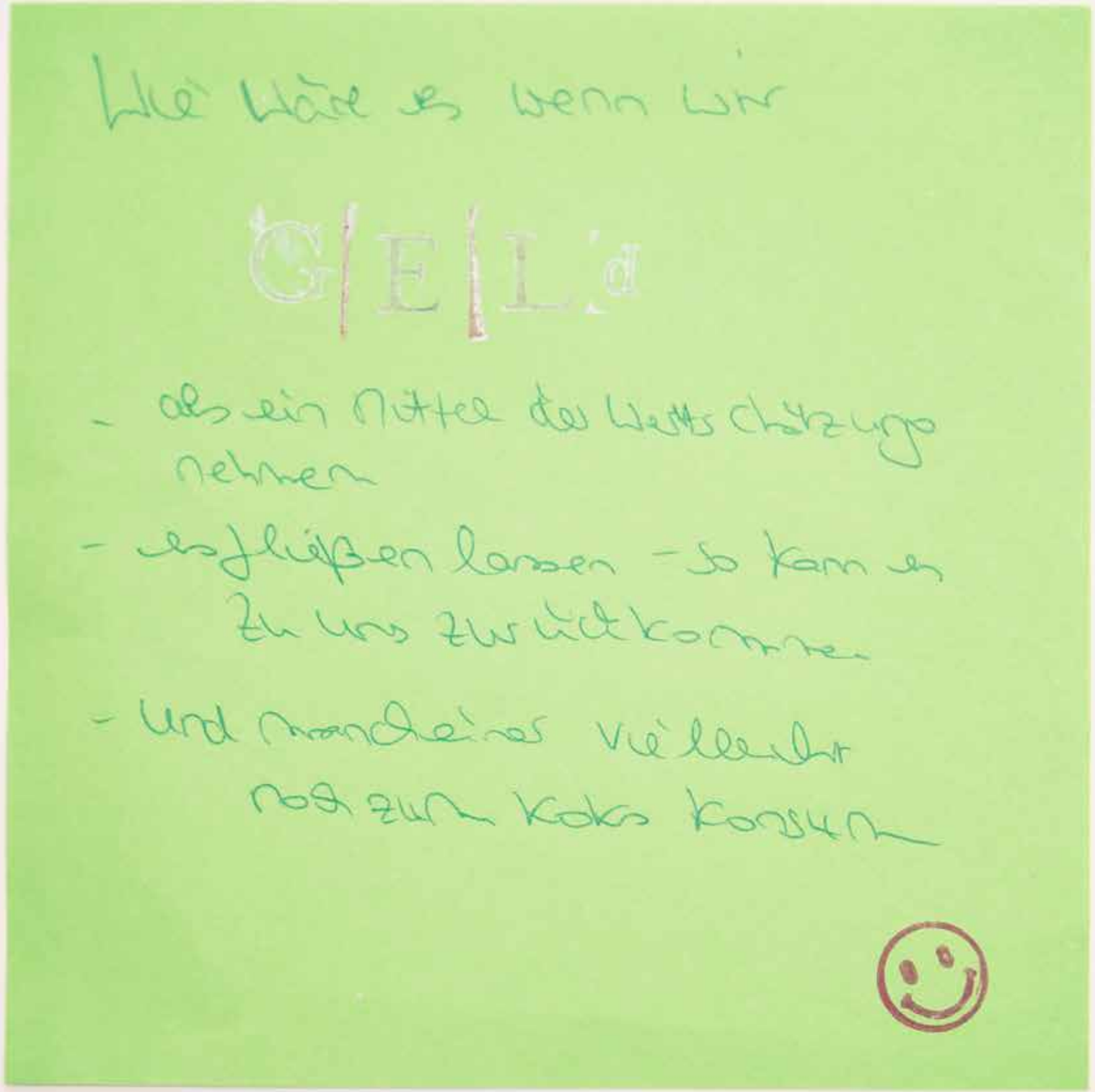
Dann hat also Geld
Macht über uns
hindert uns am Leben
bestimmt unser Tun
ist ein prima Sündenbock

Die schönsten Dinge beginnen nicht mit
G, sondern mit L

Luft, Lachen, Leben, Lust … LIEBE



Was wäre, wenn wir GELD
- als ein Mittel der Wertschätzung nehmen
- es fließen lassen – so kann es zu uns zurück kommen
- und manch einer benützte es vielleicht noch zum Koks-Konsum.



Alle Männer haben nur zwei Dinge im Sinn: Geld ist das andere.

Jeanne Moreau

HELDEN VON HEUTE UND DIE STADT VON MORGEN

REAL-ESTATE MAN

DIE PROPORTIONALE KRAFT EINER *STEINMAUER* – UND NORMALERWEISE AUCH DEREN *GEMÜT!* DAS IST *VLADEK VINDIC* – AN JEDEM ANDEREN TAG! DENN SOBALD ES *ÄRGER AM BAU* GIBT, WIRD DER *PATENTE POLIER* ZU...

GENUG! ICH WEISS NICHT, *WAS* AUF DIESER BAUSTELLE GESCHIEHT...

... *SABOTAGE,* EIN *FLUCH, FEHLPLANUNGEN* – VON MIR AUS AUCH DER *KLABAUTERMANN!*

ICH WEISS NUR, HIER PASSIEREN *SELTSAME DINGE* WÄHREND MEINER *SCHICHT!* DAS KANN ICH GAR NICHT HABEN!

UND ICH WEISS *NOCH* WAS...

DAS HÖRT JETZT AUF!

MIDDLE MAN

KARL KLEINKRUG – EIN BRAVER *BEAMTER* ... NACH *AUSSEN.* DENN ER IST...

ICH HATTE GLEICH DIE *AHNUNG,* DASS BEI DER *AUSSCHREIBUNG* FÜR DAS NEUE *FREIZEITZENTRUM* ETWAS NICHT STIMMT! ABER *DAS* IST ÜBERTRIEBEN!

HÖCHSTE ZEIT, DASS DER *MIDDLE MAN* EINSCHREITET – *UNERMÜDLICH* AUF DER SUCHE NACH EINER *EINVERNEHMLICHEN LÖSUNG!*

WIE MAN SO SAGT, JE SPÄTER DER ABEND, DESTO *SCHÖNER* DIE GÄSTE. ABER WIRKLICH *VOLLENDET* IST JEDE FEIER ERST MIT *BLANCA BIANCO* ALIAS...
PARTY GIRL
ALLE *ENTSCHEIDUNGSTRÄGER* DER STADT SIND GEKOMMEN! DIE DRINKS MIT DEM *WAHRHEITSSERUM* SIND AUSGETEILT...
JETZT MUSS ICH NUR NOCH IN MEIN *PARTY-GIRL*-KOSTÜM SCHLÜPFEN UND MICH UNTER DIE *GÄSTE* MISCHEN!

SIE IST DIE LETZTE HOFFNUNG DERER, DENEN DER *DIENSTWEG* ZU LANG UND ZU STEINIG IST! *GABI GABLER*, DIE CHARMANTESTE ALLER *BESCHWERDESTELLEN* – ODER KURZ:
Office Girl
NA *BITTE!* 15. STOCK, ABT. STÄDTEBAULICHE *GROSSPROJEKTE*, ABLAGE A – K!
WENN ICH *IRGENDWO* HINWEISE FINDE ÜBER DIE *UNREGELMÄSSIGKEITEN* BEI DER AUFTRAGSVERGABE FÜR DEN NEUEN *FREIZEITPARK*, DANN HIER!
ABER SCHNELL – DIE *MITTAGSPAUSE* IST GLEICH UM!

business man

DIE WELT DER *HOCHFINANZ* IST HART UND UNNACHGIEBIG! MAN BRAUCHT EINEN *BESONDERS* KÜHLEN *KOPF*, UM NICHT DARIN UNTERZUGEHEN! *GERNOT GROSZ* IST DER MANN FÜR DIESE AUFGABE! BEI TAG EIN KLEINER *ANGESTELLTER*, BEI LICHT DAS HEIMLICHE *FINANZGENIE* – ER IST ...

NIE WIEDER!

DA HABE ICH NUN *ALLES* GELD DER WELT...

... UND DIE UNERKLÄRLICHE *MACHT*, JEDERZEIT NOCH *MEHR* ZU VERDIENEN...

... DOCH MEINE UNBEGRENZTEN *MÖGLICHKEITEN* FORDERN UNBEGRENZTEN *TRIBUT!* DIE *VERANTWORTUNG*, DAS HOHE *RISIKO*, DIE STÄNDIGE *GEFAHR* FÜR ALL MEINE ANLAGEN...

AM *SCHLIMMSTEN* ABER IST, DASS ICH DIESE LAST MIT *NIEMANDEM* TEILEN KANN! MEINE VERPFLICHTUNGEN ALS *BUSINESS MAN* VERURTEILEN MICH ZU EINEM EINSAMEN *DOPPELLEBEN!*

ICH SAGE: *SCHLUSS* DAMIT!

NIE WIEDER BUSINESS MAN!

lift boy

IM LEBEN GEHT ES IMMER *AUF UND AB!* NIEMAND WEISS DAS BESSER ALS *DANNY DIMPEL!* DENN DANNY IST...

TA-DAA! VON *DANNY* ZU *LIFT BOY* IN NUR 15 *STOCKWERKEN!*

DIESE LEEREN *BÜROTÜRME* ZUR *MITTAGSZEIT* EIGNEN SICH *SUPER* ZUM ÜBEN!

UND ÜBEN *MUSS* ICH – WÄRE JA ZU PEINLICH, WENN ES ECHT MAL EINEN NOTFALL GIBT, UND ICH KANN NICHT *HELFEN*, WEIL ICH ZU SPÄT...

NANU! EIN BESUCHER HAT SEINEN *AKTENKOFFER* HIER VERGESSEN! GUT, DASS *ICH* ES BEMERKT HABE, BEVOR IHN NOCH JEMAND *MITNIMMT!*

„Das Geld, das man besitzt, ist das Mittel zur Freiheit, dasjenige, dem man nachjagt, das Mittel zur Knechtschaft.“

Jean-Jacques Rousseau

It‘s money, that matters

- oder doch nicht?

Text: Frank Schümann

Foto: Guido Menker

Ein paar subjektive Betrachtungen zum Thema Geld und Musik

Ende Mai, ein ICE auf dem Weg von Bremen nach Hannover. Die Sonne strahlt durch die verdreckten Scheiben des Zuges, selten genug in diesem Frühling, der seinen Namen nicht verdient; verstohlen nach links und rechts blickend, holt mein Begleiter zwei grün schimmernde Flaschen aus seinem Rucksack; willst Du? Klar will ich, sage ich, nehme mir einen Schluck vom grünen Nass und verstecke die Flasche schnell wieder unter meiner Jacke; der Zugbegleiter naht, und Alkohol in Zügen ist ja nun mittlerweile längst verboten.

Gut fühlt sich das an. Auf dem Weg zum Rockkonzert, das Bier zeigt – heimlich hin, heimlich her - schnell seine Nachmittags-Wirkung, die Sonne scheint immer noch, und wir sind nicht die Einzigen, die dieses Konzert zum Ziel haben. „Ja, wir sind im Zug", schreit eine mitteljunge Dauerwelle in ihr Handy und mein rechtes Ohr; „Richtung Hannover geht es, wir gucken da den Springfield". Ich runzle die Stirn und schalte mich ein - „Springsteen heißt der", sage ich zu der nun verdutzt dreinschauenden blonden Frau, „Springfield war ein anderer."

Natürlich sprechen wir jetzt über den „Boss" - was der wohl nimmt pro Auftritt – und überhaupt, was für ein Finanzvolumen mit so einem Konzert bewegt wird; ja, das große Thema Geld und Musik hält plötzlich Einzug in diesem Zugabteil in Höhe Dörverden. Was mag so ein Konzert kosten - 100.000 Euro? Mehr, weniger? Wir wissen es nicht, wissen nur, dass wir für den „Boss" jeweils 108 Euro berappt haben – viel Geld, aber die E-Street-Band ist es uns wert. Jeden einzelnen Cent.

Offensichtlich angeheizt durch Sonne und Bier, setzen sich meine kleinen grauen Zellen in Bewegung – und schon schießen mir reihenweise geldbewegte Songtitel durch das Gehirn. „Money makes the world go round", „Money, money, money", „Geld regiert die Welt, mein Freund, bis die Welt in Scherben fällt...", „Money for nothing and the chicks for free...." - ich staune über diese monetär-musikalische Assoziationskraft und nehme mir vor, nach dem Konzert in meiner digitalen Plattensammlung zu stöbern, was das Wort so hergibt.

„Geld hat seine narrativen Qualitäten verloren, so wie vor vielen Jahren die Malerei", heißt es in David Cronenbergs Verfilmung des Don DeLillo-Romans „Cosmopolis": „Es führt nur noch Selbstgespräche." Ist dem wirklich so? Und wie verhält es sich mit der Musik?

In meiner Plattensammlung verhält es sich in der Tat nicht sonderlich narrativ, sondern eher beschreibend. Da gibt es „Dirty Money" (Nils Lofgren), „Free Money" (Patti Smith), „Big Money" (Rush), „Easy Money" (Billy Joel), aber auch:"Love and Money" (Marianne Faithful), „Sex & Money" (Iggy Pop), „Milk and Money" (The Fratellis) oder gar „No Money" (Kings of Leon). „What do you do for money honey" fragen AC/DC, „You never give me money" klagen die Beatles, „Money left to burn", finden Kettcar und „It's money, that matters", konstatiert Randy Newman. Und der hat bekanntlich immer Recht. Oder?

Fakt ist, dass sich das Thema Geld – wie alle existenziellen Themen – auch durch die Musikgeschichte zieht; „When your death takes its toll, All the money you made, will never buy back your soul", wusste Bob Dylan schon 1963 in „Masters of War" zu singen. Gerade Singer/Songwriter wie Dylan, Johnny Cash oder Leonard Cohen konnten gar nicht an diesem Thema vorbeigehen, wollten sie ihren Blick auf die Welt musikalisch umsetzen – und sie taten es auch nicht.

Dass die Musikindustrie seit jeher Milliarden umsetzt, dass sich Musiker heute mit

Foto: Guido Menker

dem Internet herumzuschlagen haben, das soll uns hier nicht interessieren – wenngleich es das könnte. Gerade in Zeiten der Casting-Shows, wo selbst gezüchtete Pop-Sternchen ordentlich „Zaster“ in die Kassen der großen Plattenfirmen bringen sollen, ist schon lange nicht mehr zu verhehlen, dass Musik auch stets ein großes Geschäft war und ist – aber geschenkt. (Und immerhin gibt es im Netz heute auch Verkaufsplattformen wie Bandcamp, die den Direktkontakt zwischen Musiker und Hörer nicht nur fördern, sondern bisweilen sogar notwendig machen) Und natürlich, alle wollen sie Erfolg haben – welcher Musiker träumt nicht von der Nummer 1?

Aber auf der anderen Seite, und das ist das Schöne daran, gibt sie viel, diese Musik – allen Zahlen und auch Tom Pettys Aussage „Moneys becomes King“ zum Trotz. Etwas, das alles andere hinfällig macht.

Das merken wir an jenem eingangs erwähnten Nachmittag und Abend einmal mehr – im Stadion angekommen, haben sich Überlegungen und Gedanken dieser Art schon bald erübrigt, und auch mein sonst so reflektierter Begleiter schreit nach dem vierten Song („Pay me my money down!“) nur noch lauthals: „Bruuuuuuuce“.

Ja, fast scheint es so, als hätten DeLillo und Cronenberg mit ihrer Aussage Recht, dass das Geld seinen narrativen Charakter verloren habe. Wenngleich auch über den Boss zu berichten ist, dass er seinen Namen deshalb trägt, weil er in den Anfangstagen der Band seinen Musikern die Gage immer bar ausgezahlt hat.

Die Musik indes bleibt immer lebendig, animiert uns, macht uns gefühlig, reißt uns mit – egal, wieviel Geld auf den Konzert bewegt wurde. Oder, um mit den Subways zu sprechen: „We dont need money to have a good time“

Top 10 - Songs über Geld

1. Money – Pink Floyd
2. Geld – La Düsseldorf
3. Money, Money
   (Money makes the world go round)
   – Liza Minelli/aus Cabaret
4. Put your Money where your Mouth is
   – Luther Allison
5. Margarete, gib mir die Knete
   – Marius Müller-Westernhagen
6. Geld – Rio Reiser
7. Lawyers, Guns and Money
   – Warren Zevon
8. Money for nothing
   – Dire Straits
9. More money tonight
   – Violent femmes
10. I need a dollar
    – Aloe Blacc

Schlechtester Songtitel über Geld

Life is a lemon and I want my money back
– Meat Loaf

BOM
13
BON

„Mit Geld kann man sich viele Freunde kaufen, aber selten ist einer seinen Preis wert.“

Josephine Baker

Wunsch-erfüllung

Text: Martin Maertens

Der Wunschstein auf dem Roten Platz in Moskau. Eigentlich mit dem Gesicht zur Kathedrale gewandt, soll ein Wunsch in Erfüllung gehen, wenn man ein Geldstück hinter sich über die Schulter wirft. Das scheint zumindest in Teilen zu stimmen.

Denn kaum den Boden berührt, wird das Geldstück – in der Regel von russischen Rentnerinnen (mit der Plastiktüte) – „entsorgt“. Was bei dem regen Betrieb an dieser Stelle dann doch wenigstens Teile ihrer Wünsche nach einem arbeitsreichen Tag in Erfüllung gehen lassen dürfte.

„So wie ein Hund unfähig ist, sich einen Wurstvorrat anzulegen, sind die Sozialdemokraten unfähig, Geldvorräte anzulegen.“

Franz Josef Strauß

Der Geschäfts-mann

Text: Tobias Meyer

Wolfgang Schleif hat alles verloren – seine Ehe, seine Freunde seinen Job, sein Zuhause. Schuld daran ist sein großer Traum: Eines Tages will er einen Gewürzhandel aufmachen, „so richtig mit Import-Export“, sagt er. Einen Partner für sein Vorhaben hatte er schon, doch dieser machte sich aus dem Staub. Geblieben ist dem 55-Jährigen nicht viel: Ein alter Trolley mit Akten, eine unzerstörbare Vision – und die Hoffnung, dass er eines Tages doch noch das ganz große Geld machen wird. Mit Paprika.

Ratt-flapp-flapp-ratt – die kaputten Plastikrollen des Einkaufstrolleys klappern über das Kopfsteinpflaster der Friedrich-Rauers-Straße und durchbrechen die Stille der Mittagsruhe wie Maschinengewehr-Salven in Zeitlupe. Mit kleinen, beinahe schleichenden Schritten kämpft sich Wolfgang Schleif an diesem Freitagmittag mühsam Stück für Stück voran. Seine knöchrige Hand umklammert den Griff seines Wagens, den er mit einer staubigen roten Plastik-Rose dekoriert hat. „Ich muss mich beeilen", sagt Schleif, hält kurz inne und blickt bedeutungsvoll über seine randlose Brille hinweg, deren Gläser viel zu dick und viel zu schmutzig sind. „Ich hab' gleich ‚nen Geschäftstermin."
Sein Leben lang war der 55-Jährige mit der rauchigen Stimme ein einfacher Verkäufer. Mal hier, mal dort habe er gejobbt, sagt er. Zuletzt bei Eduscho. Doch dann kam die große Pleite – und mit ihr ein Investmentbanker, der das Leben des Mannes grundlegend veränderte. „Das war ‚n kluger Mann, einer mit Visionen", erinnert sich Schleif, greift an seine blaue Kapitänsmütze und fährt sich mit der Hand über seine von schuppigen grauen Haaren eingerahmte Halbglatze. Mehrfach sei der Investmentbanker ausgezeichnet gewesen, die Urkunden habe er ihm gleich beim ersten Treffen gezeigt. Ausgerechnet er, der erfolgreiche Businessmann, wollte mit ihm, dem arbeitslosen Verkäufer, kooperieren und einen Gewürzhandel aufmachen. „So richtig mit Import-Export", betont Schleif, und zwischen den wuchernden grau-braunen Barthaaren, die schweißverklebt die Hälfte seines Gesichts bedecken, lässt sich ein Lächeln erkennen. Doch aus den gemeinsamen Zukunftsträumen, für die er dem Investmentbanker inzwischen viel Geld anvertraut hatte, wurde ein einsamer Alptraum: „Mein Geschäftspartner hatte viel zu tun in China", sagt Schleif und erzählt von dem ersten geschäftlichen Flug nach Asien, von dem sein Partner ihm tonnenweise Gewürze mitbringen wollte – und nie wieder zurückkam. „Ich musste das Ding irgendwie alleine schmeißen." Kurzerhand kaufte er selbst Gewürze ein, vor allem Paprika. Denn das, so ist der 55-Jährige überzeugt, ist das Lieblings-Gewürz der Deutschen. Mittlerweile ist es lauter geworden in der Gasse, die Bauarbeiter haben ihre Mittagspause beendet. „Ich muss noch eben dieses Anschreiben abgeben", brüllt Schleif gegen den Lärm der Baumaschinen an und deutet auf einen Brief, den er mit einem Gummiband an seinem Trolley befestigt hat. Humpelnden Schrittes überquert er die breite Kreuzung, die ihn von seinem Zwischenziel, der Obdachlosenunterkunft Papageienhaus, trennt. Dort, in dem Hochhaus mit den bunten Fenstern und dem großen Papagei vor der Eingangstür, wohnt Manfred. „ ‚n armes Schwein", flüstert Schleif hinter vorgehaltener Hand, „aber ‚n guter Geschäftspartner."
Geschäftspartner, von denen hat er viele, sagt er: in Osnabrück, Dresden, Kiel – und vor allem in Süddeutschland. „Mit Herrn Keiler bin ich heut' Nachmittag verabredet", sagt Schleif und hebt bedeutungsvoll seine Augenbrauen, deren langen Haare wie ein Vorhang borstig über seinen klaren blauen Augen hängen. Herr Keiler habe etwas ganz Großartiges erfunden, kündigt er mit aufgeregt bebender Stimme an. „Spirellos heißen die Dinger, die aussehen wie Nudeln, aber in Wirklichkeit Kartoffeln sind." Gegen Vorkasse habe er ein Paket bestellt, dass ihm nun persönlich von Herrn Keiler vorbeigebracht werde, um weitere Geschäftsbeziehungen zu besprechen.

Manfred, das arme Schwein, kommt Schleif schon entgegen. „Na, tüchtiger Handelsmann, wie laufen die Geschäfte?", fragt er mit lauter Stimme. Kein Handschlag, keine Umarmung – aber ein Brief.

„Ich habe Dir dieses Anschreiben fertig gemacht“, meint Schleif und drückt dem 52-Jährigen mit dem schmutzigen grünen T-Shirt und den ausgeblichenen Tattoos auf den Armen einen zerknitterten, bereits aufgerissenen Umschlag in die Hand. Mit zittriger Hand fingert Manfred im Umschlagsinneren herum, bis er einen kleinen fleckigen Zettel herausholt. Sehr geehrter Manfred, steht dort handgeschrieben, leider musste ich feststellen, dass Du nicht zu unserem vereinbarten Geschäftstermin am Montag gekommen bist. Ich muss mich auf Dich als Partner verlassen können. Hier noch einmal meine Bestellung: Handy (1), Ladekabel (1), Guthaben (5 Euro) = 10 Euro. Mit freundlichen Grüßen Wolfgang Schleif, SZ-Markt (Gewürze Import/Export). Eigentlich habe er ein Mobiltelefon, sagt Schleif später und kramt ein verkratztes Motorola-Klapphandy aus seinem abgetragenen grauen Mantel hervor. „Aber ich war ‚n Jahr lang mit ‚ner verheirateten Frau zusamm‘. Als ihr Macker das herausfand, hat er mir das Ladekabel geklaut – damit ich se nich‘ mehr anrufen kann.“

Er selbst war auch einmal verheiratet. „War ‚ne tolle Frau“, murmelt er und streift sich mit der Hand über die Plastikknöpfe seiner Anzugsweste. „Aber die is‘ nich‘ damit klargekommen, dass ich jetzt auf eigenen Beinen stehe.“ Und dann sagt er es wieder: „Ich bin jetzt Geschäftsmann.“ „Stimmt“, pflichtet ihm Manfred eilig bei. „Du wirst das schon machen. Bist doch ‚n echter Hanseat.“ Er verspricht ihm bis Montag, 18 Uhr, ein Handy zu besorgen. Und dann berichtet ihm Schleif von seinen Plänen, die alle „so gut wie geritzt“ sind. Dass er bald seinen ersten Laden aufmacht, in dem es viele Gewürze und vor allem Paprika gibt. Dass die „Gesundheitspolizei“ sich warm einpacken soll, weil er den Boden persönlich auf den Knien schrubben wird, so wie früher bei Eduscho. Und dass er einen tollen Businessplan geschrieben und nach Süddeutschland an einen möglichen Kooperationspartner geschickt hat. „Die haben nur noch nich‘ geantwortet, weil ja jetzt Osterferien waren“, sagt er, hebt den Zeigefinger und fügt zuversichtlich hinzu: „Aber an diesem Wochenende enden die Ferien in ganz Deutschland, das hab‘ ich nachgeguckt. Dann haben sie Zeit, mir zu antworten.“

Auf eine andere Antwort wartet der 55-Jährige schon seit vielen Jahren: Als er in die Selbstständigkeit starten wollte, schrieb er per Hand einen Brief an den Bremer Bürgermeister und gab ihn persönlich beim Pförtner ab. „Ich las damals in allen Zeitungen, dass der Herr Bürgermeister zugesagt hat, den Selbstständigen unter die Arme zu greifen“, erinnert sich Schleif. „Da bat ich ihn, alle Wege für meinen Gewürzhandel frei zu machen.“ Hilfe bekam er jedoch nie. „Aber was solls“, meint er achselzuckend. „Jetzt hab‘ ich‘s bald alleine geschafft.“ Er kratzt sich an seiner mit roten Äderchen durchzogenen Nase, blickt sich unschlüssig um und schlägt die Richtung ein, aus der er gekommen ist. „Ich muss mich beeilen, ich kann Herrn Keiler nicht warten lassen.“

***

Am Abend sitzt er am Hauptbahnhof, zusammengesunken auf einer grauen Bank, und starrt auf die Schuhe der vorbei eilenden Menschen. Seine linke Hand umklammert den Griff des Trolleys, in dem sich die vielen Geschäftsakten befinden. Die rechte hält kraftlos einen Tetrapack Weißwein. Seine Augen sind milchig und sein Blick leer, als er aufblickt. „Mein Geschäftspartner is‘ nich‘ gekommen“, sagt er, mehr nicht. Dann lüftet er seine Kapitänsmütze, streicht sich über die kahlen Stellen an seinem Kopf, erhebt sich schwerfällig und verschwindet schwankend mit seinem Trolley aus der Bahn-

hofshalle. Zwei Tage muss er sich noch gedulden, am Montagabend, hat er seinen nächsten Geschäftstermin. Und mit ihm kommt dann das ganz große Geld. Hoffentlich.

WIE AUS EINER ERZÄHLUNG EINE GESCHICHTE WURDE

Eine Geschichte über einen Menschen zu schreiben, den man kaum kennt, ist schwierig. Vor allem, wenn man nicht weiß, wie man den Protagonisten seiner Geschichte einzuschätzen hat. Als ich Wolfgang Schleif sah, wie er mühsam seinen Trolley über die Pflastersteine zog, mit der Kapitänsmütze auf dem Kopf und der Rose am Gepäck, wollte ich ihm eigentlich nur kurz über die Straße helfen. Dann wurde ich neugierig und fragte nach der Geschichte hinter seinem besonderen Auftreten, mit der schmutzigen, aber aufeinander abgestimmten Kleidung und den vielen schmückenden Details. „Sie wollen eine Geschichte hören?“, fragte Wolfgang Schleif, von dem ich nicht einmal weiß, ob er tatsächlich so heißt. „Nun gut, mein Junge, dann hör mal zu.“ Was danach folgte, war teilweise spannend, teilweise verrückt, und schien mir zum größten Teil ziemlich abstrus. Doch der 55-Jährige Mann, den ich für einen Obdachlosen hielt, fuhr unbeirrt meines irritierten Gesichtsausdrucks fort. Erzählte von seinem Leben, von den Menschen, die ihn verlassen haben, und von seinen unzähligen Geschäftspartnern. Was war wahr – und was pure Spinnerei? Ich wusste es nicht, schrieb aber einfach alles auf. Ich stellte kritische Fragen, versuchte, ihn zu widersprüchlichen Aussagen zu verleiten. Aber Wolfgang Schleif – wenn er denn so heißt – erzählte unbeirrt weiter und wirkte dabei immer klar. Ich entschied mich also, die Situation und das Erzählte so zu beschreiben, dass sich der Leser selbst ein Bild machen kann.

Für mich selbst wurde die Sache klarer, als ich ihn am Abend unseres Gesprächs zufällig im Hauptbahnhof sah. Er schien sich kaum noch an mich zu erinnern, was auch an dem Alkohol gelegen haben mag, den er offensichtlich getrunken hat. Vielleicht, dachte ich mir, ist Wolfgang Schleif ein Geschäftsmann, der wahnsinnig viel Pech in seinem Leben gehabt hat und mühsam um seine Existenz kämpft. Vielleicht ist er ein Obdachloser, der selbst glaubt, er sei ein Geschäftsmann, und lebt mittlerweile in einem Mikrokosmos mit anderen, die seinen Glauben an seinen Gewürzhandel nicht zerstören wollen und einfach mitspielen. Vielleicht ist er von allem etwas. Oder er ist einfach ein wahnsinnig guter Geschichtenerzähler.

Journalisten wollen immer alles wissen, wollen Fakten, Daten und Zahlen. Wäre ich danach gegangen, gäbe es diese Reportage nicht. Aber müssen nicht auch solche Geschichten erzählt werden? Für mich ist er deshalb einfach Wolfgang Schleif, der Geschäftsmann, den ich grüße, wenn er mir wie so oft in der Nähe des Hauptbahnhofes begegnet, und dafür einen irritierten Blick ernte. Und an den ich ab und zu denke, wenn ich Paprika-Gewürz über mein Essen streue.

„Geld: ein Mittel, um alles zu haben bis auf einen aufrichtigen Freund, eine uneigennützige Geliebte und eine gute Gesundheit.“

George Bernard Shaw

Die klimpernde Gottheit

Text: Rick Rozz

Eigentlich ist Geld nichts als Baumwolle und Metallscheiben. Würde niemand an seinen Wert glauben, taugte es lediglich als Zigarrenanzünder. Die Münzen könnte man bestenfalls noch durchbohren und als Unterlegscheiben benutzen. Eigentlich. Uneigentlich ist es der Menschheit mit dem Geld gelungen, etwas in die Welt zu setzen, das keinen realen Wert hat und unser Leben dennoch bis in die kleinsten Entscheidungen bestimmt. Geld zieht alle unsere Strippen gleichzeitig. Es ist die effektivste Fernsteuerung, der ultimative Kontrolleur. Das wird deutlich, wenn man sich vorstellt, was alles möglich wäre, stünde einem unendlich viel Geld zr Verfügung. Man könnte sich Schlösser kaufen, auf eine Luxusyacht umziehen, eine Armee von Dienern um sich scharen und die Welt bereisen. Ja, man könnte sogar privat zum Mond fliegen. Wenn man allerdings kein Geld hat, geht nichts davon. Weniger noch. Ohne Geld kann man irgendwann nur noch unter einer Brücke wohnen, muss entweder in den Wallanlagen die Jagd auf Karnickel und Enten eröffnen oder Mülleimer plündern. Mit Geld ist fast alles super und ohne Geld ist fast alles Scheiße. Das Schlimme daran ist, dass man nur wenig bis nichts daran ändern kann. Das Wissen über die Macht des Geldes ist

nicht befreiend. Es befähigt einen nicht dazu, sich Alternativen auszudenken. Zumindest keine, die wirklich funktionieren. Das Gegenteil ist der Fall. Wir halten uns alle für einzigartig, für eigene Persönlichkeiten, für Individuen im schönsten Sinn. Am Ende macht uns das Geld jedoch alle gleich. Wir alle sind Junkies, die nicht anders können, als auf die nächste Überweisung zu hoffen. Ohne diese wiederkehrenden Infusionen setzen die Entzugserscheinungen unverzüglich ein. Aus dem Restaurantbesuch wird Dosenfraß, wird das letzte angegammelte Glas Oliven aus der hintersten Ecke des Kühlschrankes, wird der Griff in den Mülleimer in der Fußgängerzone.

Geld ist deshalb durchaus mit Gott vergleichbar. Auch er ist eine Erfindung der Menschen und erst der Glaube an ihn verleiht ihm Macht. Der große Unterschied ist jedoch, dass Geld weitaus mächtiger ist. Wenn man den Glauben an den Allmächtigen an den Nagel hängt, passiert einem gar nichts. Einem bleibt nur mehr Freizeit, weil man nicht permanent in die Kirche laufen muss. Gibt man jedoch den Glauben an das Geld auf, erfriert oder verhungert man.

„Als ich klein war, glaubte ich, Geld sei das wichtigste im Leben. Heute, da ich alt bin, weiß ich: Es stimmt.“

Oscar Wilde

Basteln was das Zeug hält!

Ob mit Bleistift, Ösenzange, Heißklebepistole, Lötkolben … Wir werden zusammen ans Werk gehen und Beiträge für die kommende BOM13-Ausagbe erzeugen – mit BBQ.

BOM13 lädt Kreative ein – zum
Kreativ-Workshop bei Kalle!

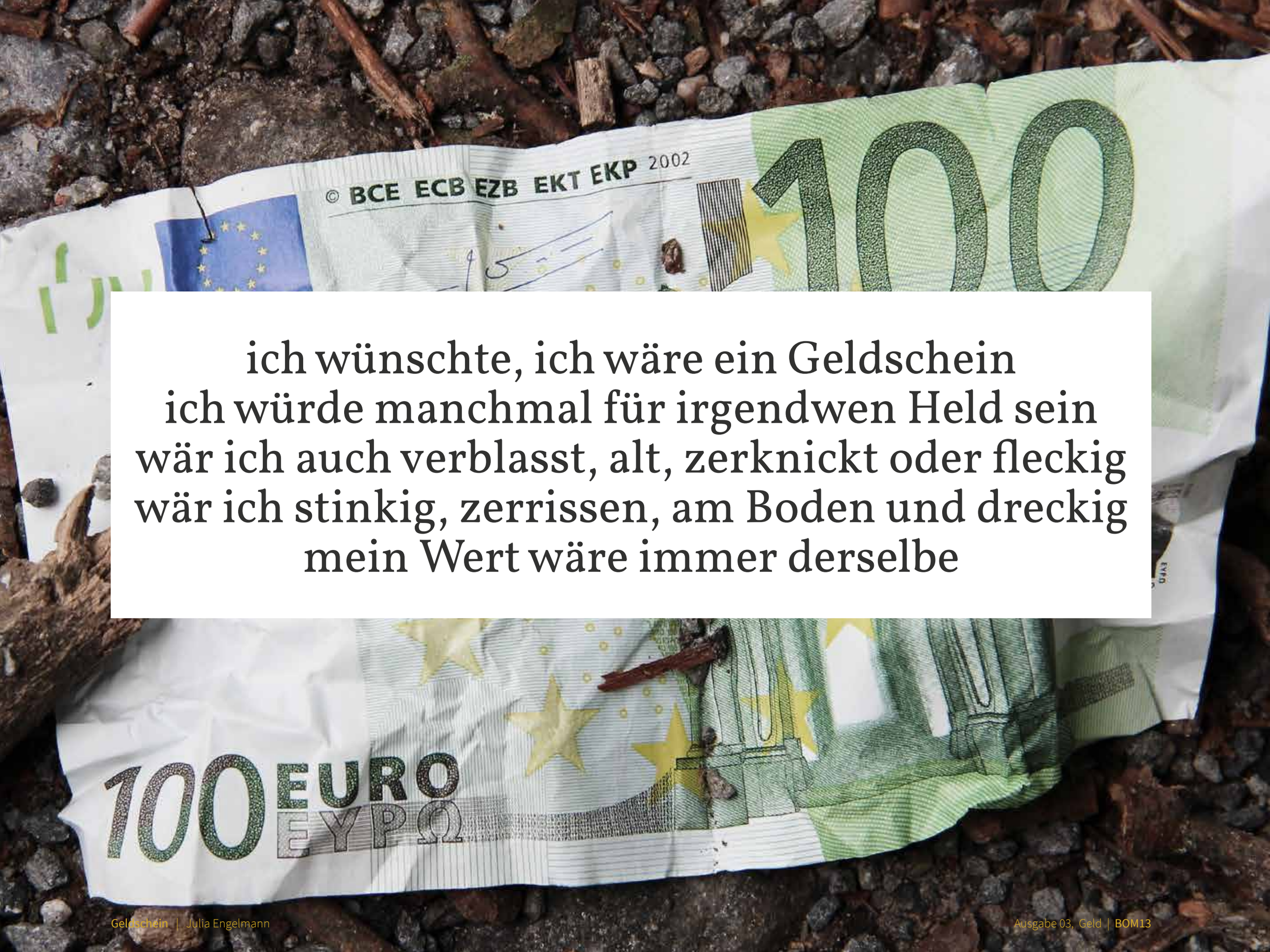
BOM13 Kalle

Termin #2: Do. 01.08. 18 Uhr

Pauschalbetrag 18 Euro p. Kopf
[Werkstatt Gebühren & Grill-Unkosten]

Anzahl der Teilnehmer ist begrenzt.
Anmeldung bitte bei Facebook über
BOM13 [»BomBon«]

Siehe QR-Code:



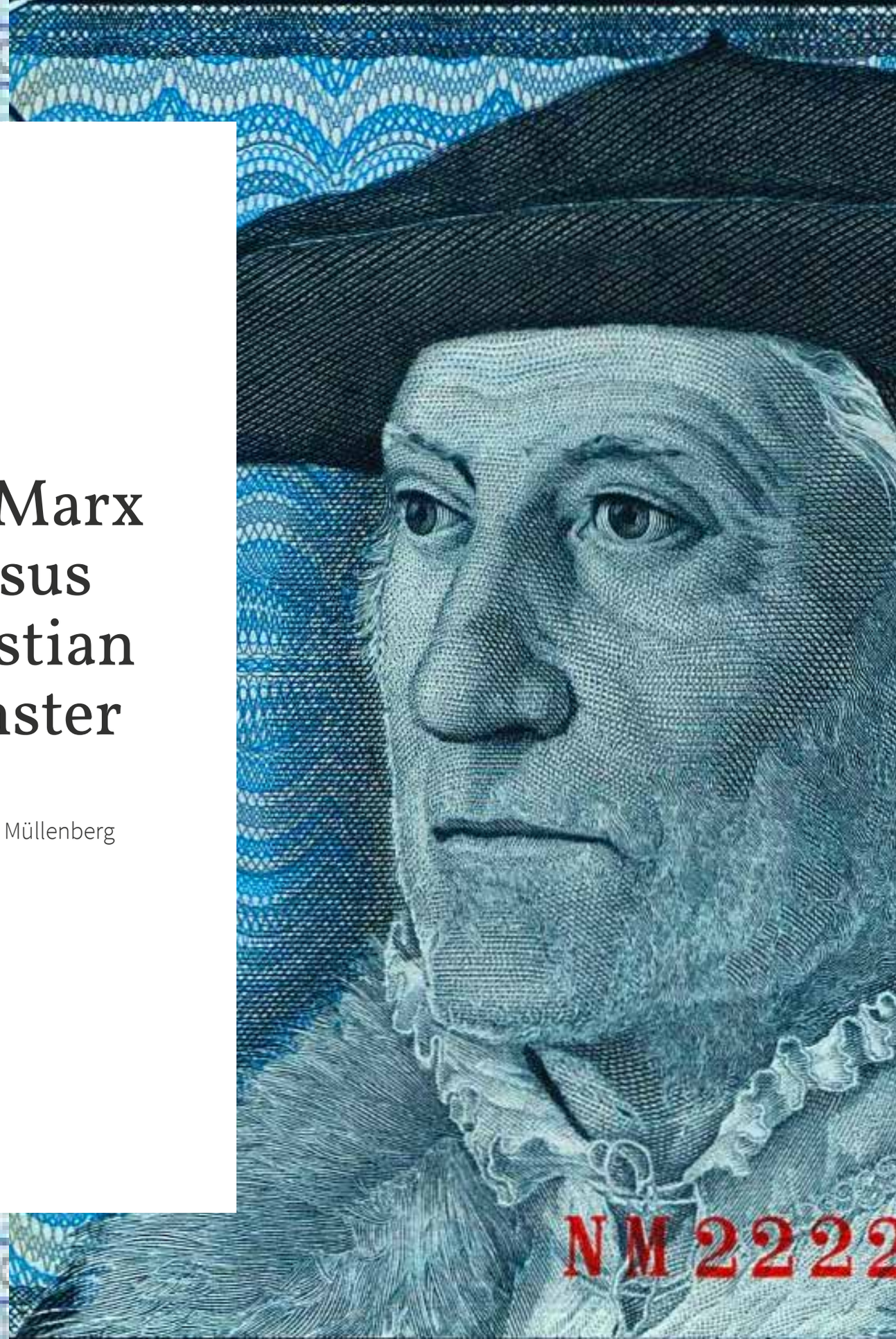
ich wünschte, ich wäre ein Geldschein
ich würde manchmal für irgendwen Held sein
wär ich auch verblasst, alt, zerknickt oder fleckig
wär ich stinkig, zerrissen, am Boden und dreckig
mein Wert wäre immer derselbe

„Die besten Dinge im Leben sind nicht die, die man für Geld bekommt.“

Albert Einstein

Karl Marx versus Sebastian Münster

Text: Annica Müllenberg



Am 27. Juni zog ich das Blatt meines Simplify-Your-Day-Kalenders ab und las den Tagestipp: „Leben Sie eine Woche ohne Geld“. Ermahnt daran, dass auf den Tag genau vor 120 Jahren die New Yorker Börse zusammenbrach, nutzte ich die Zeit, um über meinen Bruch mit so mancher Währung nachzudenken. Weit entfernt von diesem Ratschlag befinde ich mich nicht: Wochen mit wenig Geld im Leben hat es gegeben. Noch heute hebe ich in mahnender Erinnerung oder aus Gewohnheit meist nur 20 Euro vom Automaten ab und bin zwangsläufig bargeldlos, wenn ich mit Freunden an der Kinokasse stehe oder in der Kneipe sitze. Die Münzen klimperten schon immer woanders lauter als in meinem Portemonnaie. Dieses wird oft von anderen ob seiner scheinbaren Fülle bestaunt, allerdings befinden sich darin nur diverse Zettel. Vielleicht liegt es daran, dass ich jedes Jahr aufs Neue nie auch nur einen Cent in der Tasche habe, wenn der Kuckuck ruft. Schließlich besagt ein altes Sprichwort, dass, wenn der Vogel im Frühling zum ersten Mal schreit und man Geld in der Tasche hat, das auch das ganze Jahr so bleiben wird. Meine Ein-Cent-Stücke verstopfen das Sieb der Waschmaschine. Wenn ich aber eines an der Kasse brauche, ist die bronzefarbene Münze garantiert ein Pfennig oder eine andere Währung, die mir die Kassiererin mit deutlichem Schmähblick zurückgibt.

Als Kind war ich eine knallharte Kapitalistin – geldfixiert und gierig nach immer mehr Besitz, ganz intuitiv. Schon sehr früh war mir klar, Geld verhilft münzen- und scheineweise zum Glück. In meinem Fall standen auf einer imaginären Wunschliste: ein T-Shirt mit Mickey-Maus-Aufdruck (nie bekommen), ein Riesenschlumpf (nicht existent), ein Tom-und-Jerry-Gürtel (durch vorgeheuchelte Bescheidenheit und gespielte Krankheit doch bekommen) und weitere, vollkommen unnütze Sachen, für die ich eifrig in diversen Spardosen und -strümpfen sammelte.

Doch die finale Stufe meiner frühkindlichen Konsumsucht steuerte bereits im Alter von vier Jahren den mentalen Break-Even-Point an. Das, was Immobilienexperten heute empfehlen, nämlich Eigentum zu besitzen, wusste ich schon damals. Ein Häuschen mit 135 Quadratzentimetern wollte ich besitzen. Ein Weihnachten und einen Geburtstag hoffte ich auf Sponsoren. Doch es tat sich nichts. Die Zeit zwischen diesen beiden Wünsch-dir-was-Terminen vergeht für Kinder ungefähr zehnmal langsamer als für Erwachsene. Meine Qualen wurden immer größer. Jeden Tag lief ich auf dem Weg zum Kindergarten an dem Laden vorbei, in dem es drei Sorten von Puppenhäusern gab – eine große Auswahl, wie ich fand.

Die Tatsache, dass die Jugendweihe meiner Schwester in diese Zeit des Leidens fiel, sollte aus mir einen Dieb machen. Sie bekam 100 Mark geschenkt und unwichtigen Goldschmuck, der für mich nicht weiter von Interesse war. Nur der große blaue 100-Mark-Schein hypnotisierte mich. Ein tiefer Blick in die vetrauenswürdigen Augen von Karl Marx, dessen Konterfei passenderweise diese hohe Note zierte – und ich war verzaubert. Meine Schwester ebenfalls – allerdings nicht so sehr, um nicht die Gefahr zu wittern, in der er sich befand. Sie vergrub ihn tief in ihrer Spardose. Dabei handelte es sich wohl nicht ohne Grund um einen kleinen Plastiktresor. Die Zahlenkombination änderte sie in gebeugter Haltung, still in einer Ecke sitzend, eilig und geschützt vor den neugierigen Blicken, die mein Bruder und ich ihr ungeniert zuwarfen. Dann stand das Ding auf ihrem Schreibtisch und grinste mich in seiner alarmroten Farbe an. Eines Abends (es waren schon mehrere Einbruchversuche am Tresor gescheitert) hatte ich den großen Blauen doch am Haken. Ich erangelte ihn mit einer Büroklammer

durch den Einwurfschlitz. Er knisterte in meiner viel zu kleinen Hand. Ich brauchte beide Diebeshändchen, um ihn angemessen ausbreiten zu können. Ich gab „Karli“ einen Kuss, faltete den langen, schlanken Schein sorgfältig und schob ihn in meine Hosentasche. Endlich würde mein Traum vom eigenen Puppenheim in Erfüllung gehen! Gleich am nächsten Tag, direkt nach Kindergartenschluss wollte ich den Puppenhaus-Dealer aufsuchen. Doch meine Pläne flogen auf: Ich hatte das Bedürfnis, den freundlichen Mann mit der wilden Mecke ab und zu anzulächeln. Als das Mittagessen im Kindergarten ausgeteilt wurde, vertrieb ich mir also die Zeit damit, fasziniert auf den Schein zu starren. Bis von hinten eine große Hand gierig nach meinem Karl grapschte. Dazu ließ eine donnernde Stimme meine Miniatur-Einrichtungsträume jäh platzen: „Wo hast du den her?“, herrschte die Erzieherin mich an. „Aus dem Tresor meiner Schwester“, gab ich kleinlaut und viel zu ehrlich zu.

Was ich für den 100-Mark-Schein bekam? Ein mehrstündiges Exil-Stehen in einer anderen Gruppe, vermutlich so etwas wie einen Kindergartenverweis und natürlich eine Menge Ärger mit meiner Tante und meiner Schwester. Meine Mutter sah es gelassen. Beim dritten Kind ist alles relativ – nichts absolut.

Die Scheine halten sich von mir fern – und ich mich von ihnen. Schlimm ist das nicht, denn auch die materiellen Wünsche sind mir irgendwo zwischen den bunten und überfüllten Supermärkten abhanden gekommen. Nur einmal noch machte sich große Freude breit, als mir ein 100-D-Mark-Schein geschenkt werden sollte. Fünf Stunden stand ich mit meiner Familienbande bei Novemberwitterung vor dem Rathaus Steglitz in Berlin, um das Begrüßungsgeld abzuholen. Vertrautheit keimte auf, als mir ein ebenfalls blauer Schein gereicht wurde. Er war nicht so schlank wie der andere, eher breit und passte gut in meine nun schon etwas größeren Hände. Ein unbekannter Mann starrte da von der Note an mir vorbei ins Leere. Karl hatte mich damals durchdringend angesehen – er war ein Gentleman gewesen Von Sebastian Münster, einem Kosmografen (wie ich später erfuhr), hatte ich zu der Zeit noch nie gehört. Er schien durch mich hindurch zu schauen. Es entstand keine enge Vertrautheit zwischen uns, genauer gesagt trennte ich mich schon an der nächsten Ecke für zwei Weihnachtskalender wieder von ihm.

„Wir bestreiten unseren Lebensunterhalt mit dem, was wir bekommen, und wir leben von dem, was wir geben.“

Winston Churchill

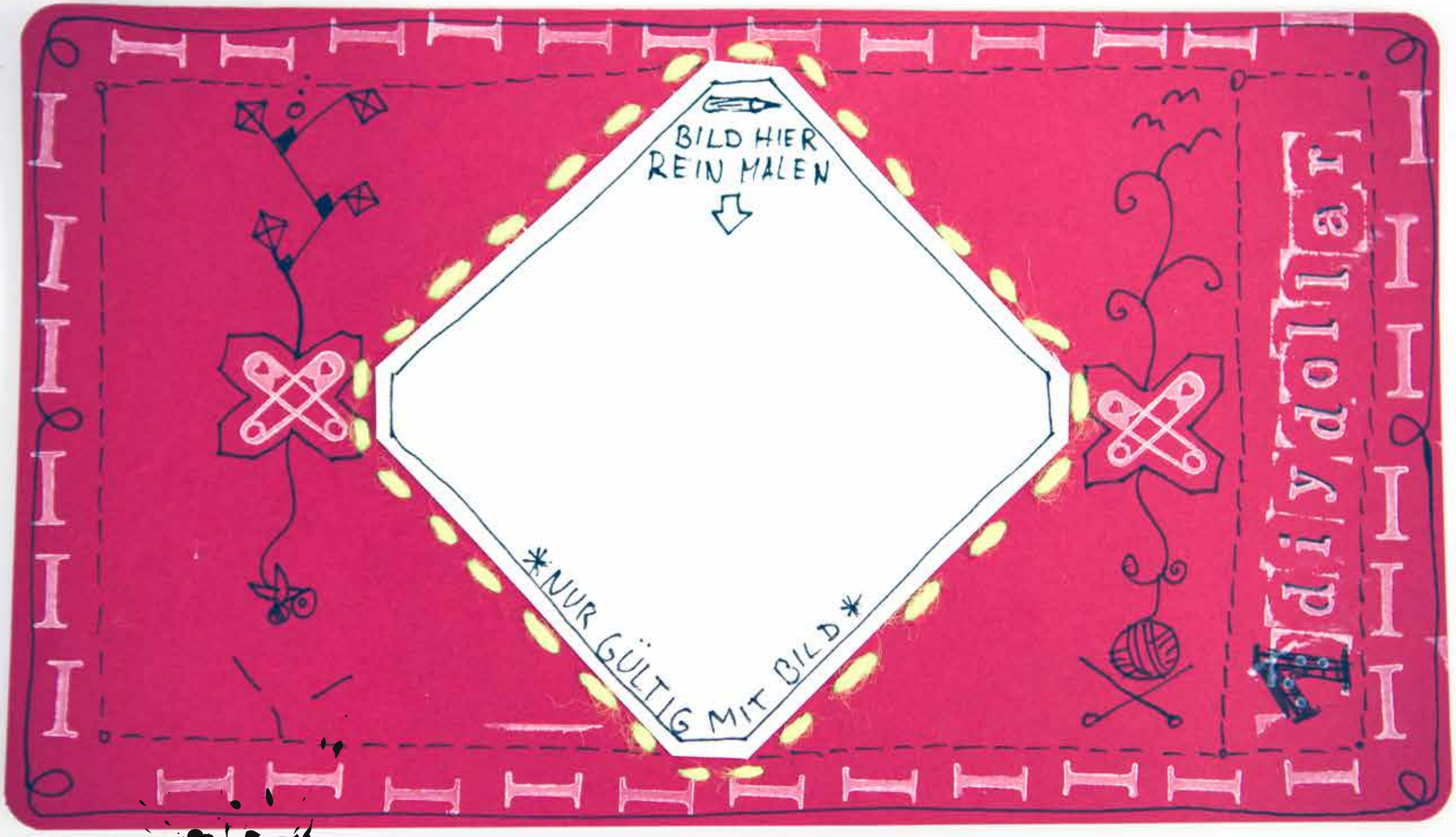


BILD HIER
REIN MALEN
NUR GÜLTIG MIT BILD
Geldschein

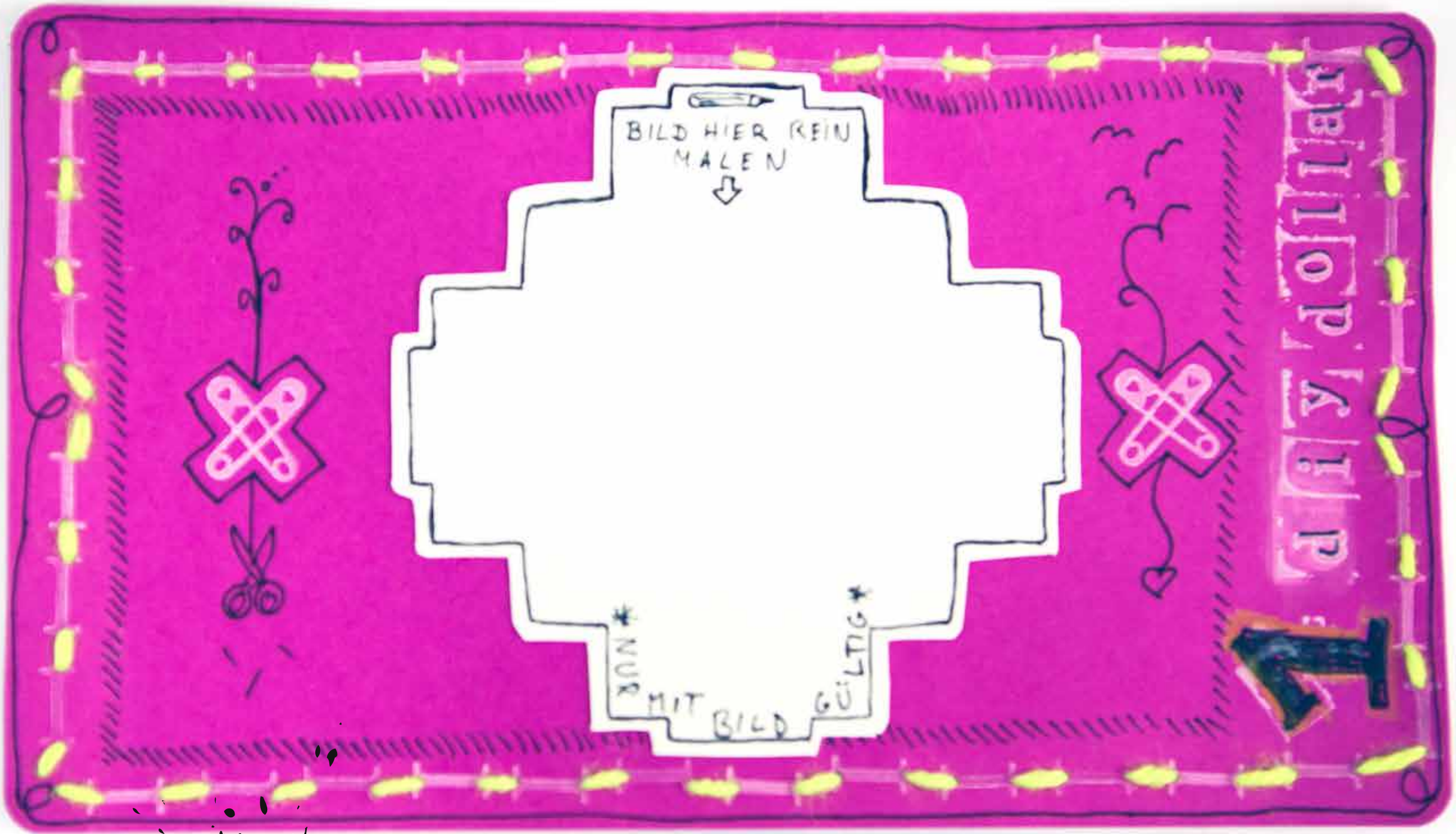


BILD HIER REIN
MALEN
BON*
MIT BILD GÜLTIG*

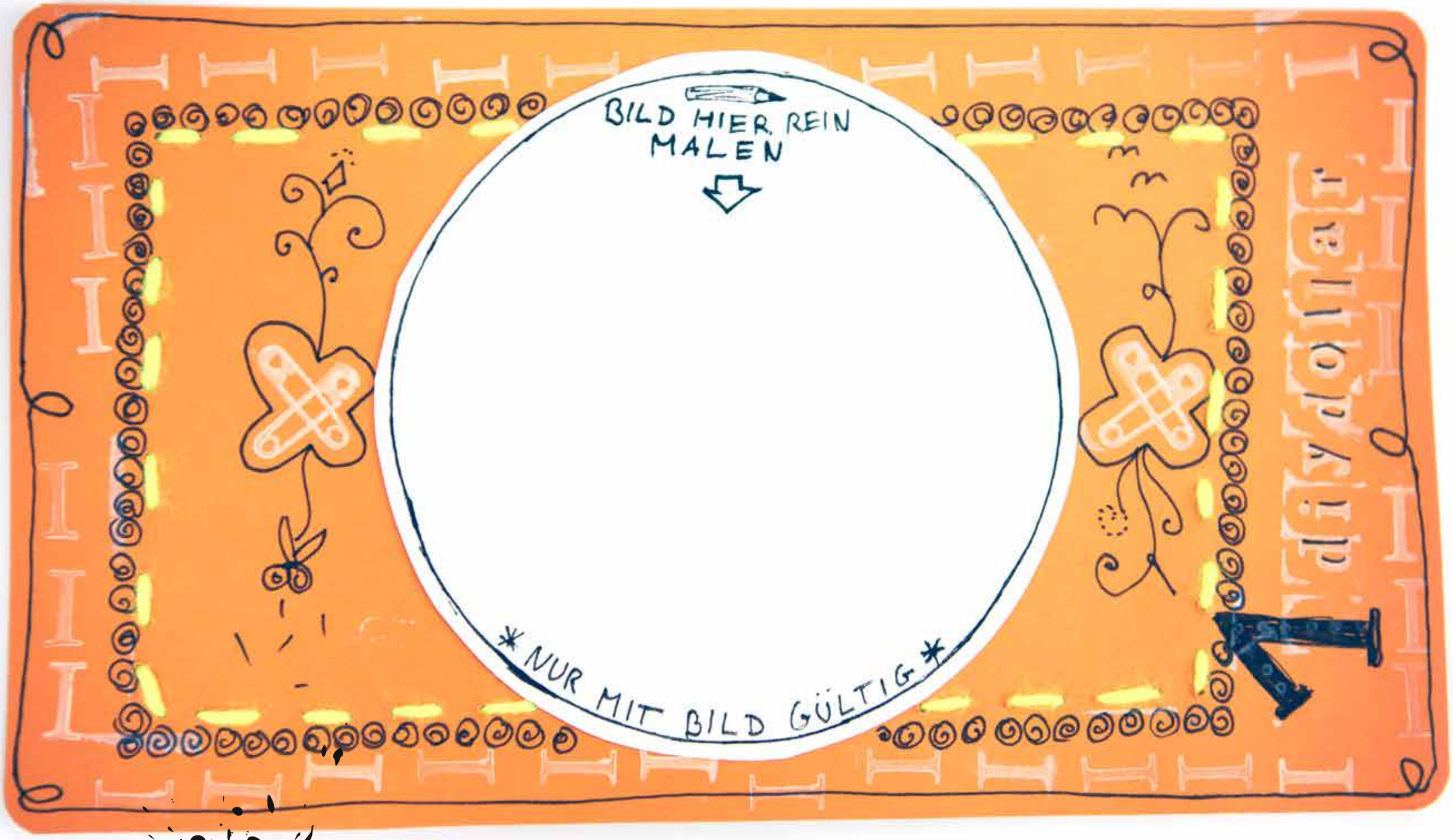


BILD HIER REIN
MALEN
NUR MIT BILD GÜLTIG
diy Bilder

„Bei den meisten Erfolgsmenschen ist der Erfolg größer als die Menschlichkeit.“

Daphne du Maurier

Staat, Nation,
Kapital
Scheiße

Wie klingt das Geld?

Ein Bremer Stadtmusikant erzählt

Text: Sylvia Roth

Manchmal erkennt er es schon am Gang. Diejenigen, deren Schritt zum Tänzeln neigt, so, als hätten die Beine die Musik früher registriert als das Ohr – die geben was. Ganz im Gegensatz zu denen, die schneidig zum nächsten Termin hasten und die Töne einfach ungehört an sich abprallen lassen. Die zücken nie ihr Portemonnaie. Vor allem die Männer in Anzügen, die tagtäglich große Summen Geldes von einem Konto auf das andere schieben, haben keine Ahnung, wie es klingt, wenn sich das metallene Klimpern der Münzen mit dem Kolorit des Akkordeons mischt. Und wie es aussieht, wenn der Musiker zum Dank ein breites Grinsen zeigt, dem in den Mundwinkeln ein paar Zähne fehlen.

Boiko Borisov steht in silbernen Lettern auf dem Akkordeon geschrieben, in denselben Buchstaben, in denen auch die Marke bl itzt: Piermaria. Dass das letzte O abgefallen ist, verwundert nicht, so oft, wie Boiko sein Instrument benutzt. Seit 20Jahren spielt er täglich von 10 bis 19 Uhr in den Straßen Bremens, mal allein, mal mit seinen Kompagnons, meist vor Karstadt Sport, in der Böttcherstraße oder am Martinianleger. Neun Stunden Arbeit sind nötig, damit er abends 40-50 Euro nach Hause bringen kann, sechs Tage die Woche. Nur montags, da bleibt sein Instrument schweigend im Kasten, denn montags, da geben die Leute sowieso kein Geld.

Seit 20 Jahren spielt er täglich von 10 bis 19 Uhr in den Straßen Bremens.

Heute aber ist Sonntag, einer der wichtigsten Arbeitstage für Boiko und deshalb ist er auf dem Weg zum Martinianleger, wo er sich mit seinen beiden Kollegen treffen will, Ibrahim und Mehmet, auch die Chacarov-Brüder genannt. Drahtig, zierlich und gepflegt ist er, vom Charisma des Zigarettenrauchs umgeben – und irgendwie sieht er wie ein Reisender aus, mit all dem Gepäck, das er bei sich trägt: Auf dem Rücken ruht schwer das Akkordeon, an der linken Hand zieht er den Verstärker hinter sich her und an der rechten schaukelt ein kleines Aktenköfferchen, leer. Noch. Mit Blick auf die Weser klappt Boiko einen Hocker auf, wuchtet sein Instrument auf den Schoß und schließt es an den Verstärker an, den er laut Gesetz eigentlich nicht benutzen darf. Aber er liebt es, seine Musik aufzuplustern und sie ins Echo hinein zu verlängern – und wen sollte man hier am Pier schon stören? Also tariert er den Nachhall noch ein wenig stärker aus, drapiert den Koffer für das Geld und lässt den Blasebalg des Akkordeons tief einatmen. Los geht's.

„Besamé Mucho“ schallt über die Uferpromenade. Ein paar Leute, die auf den Parkbänken eingenickt schienen, horchen auf, Touristen drehen sich um. Alle wirken überrascht, dass dieser noch müde Sonntagvormittag plötzlich einen Soundtrack hat. Boiko lächelt stolz.

Mit zwölf Jahren hat der inzwischen 55jährige sein erstes Akkordeon geschenkt bekommen. In einer Familie, in der der Vater Klarinettist, der Onkel Schlagzeuger und der Großvater ebenfalls Musiker ist, schien dieser Weg fest vorgezeichnet. Erst waren es nur zwei Finger pro Hand, mit denen er die vielen Knöpfe traktierte, dann, als der Vater schimpfte, lernte er nach und nach, alle zehn einzusetzen, meist autodidaktisch, denn Geld für Unterricht gab es nur zeitweise. Nachts hing

KARSTAD
ports
Sögestraße
Bitte keine Fahrräder abstellen
24h
24
KARSTADT sports

er mit dem Ohr am Radio, hörte am kommunistischen Staat vorbei heimlich BBC, staunte über die Musik von Led Zeppelin und Boney M und versuchte, sie zu imitieren. Auf der Landwirtschaftsschule, die er besuchte, gründete er eine Band, Diskotheken gab es keine, also sorgten Boiko und seine Leute für Party unter den Jugendlichen. Und am Wochenende trat er mit dem Vater in Restaurants oder auf Hochzeiten auf, übte sich darin, mit bulgarischer Folklore zum Tanz aufzuspielen und damit Geld zu verdienen.

Diskotheken gab es keine, also sorgten Boiko und seine Leute für Party unter den Jugendlichen

Zwei Euro landen im Koffer, die ein älteres Ehepaar aus dem Portemonnaie gekramt hat. Boiko dankt nickend, lockert kurz die Hände und strafft das Akkordeon für den nächsten Song: „I just call to say I love you“, Stevie Wonder grüßt die Weser.

Nunmehr 20 Jahre ist es her, dass Boiko erstmals nach Deutschland kam: 1992 gastierte er auf einer Konzerttournee durch Europa mit einer bulgarischen Folkloreband in Kaiserslautern. Auffallend sauber sei es gewesen, in den Straßen des Westens, so erinnert er sich – und außerdem taten es ihm die Autos an, diese dicken fetten Karossen! Mercedes, BMW, egal, welche Marke, alles wirkte größer und teurer als die tumben Ladas aus der Heimat. Ein Geruch nach Freiheit schien von den noblen Kotflügeln auszugehen – Boiko büxte aus. Ohne Visum besuchte er einen Kumpel, der in Bremen lebte und arbeitete illegal auf dem Großmarkt, schichtete Brot, verpackte es und immer, wenn eine Kontrolle sich näherte, versteckte er sich, machte sich unsichtbar, so gut es ging. Aber dann erwischten sie ihn doch, während er im Keller kauerte und die Polizisten mit schweren Schritten über die Luke gehen hörte, ehe sie ihn ans Licht zerrten. Fünf Tage Gefängnis bekam Boiko verpasst – und den Rückflug nach Bulgarien. Das Geld, das er auf dem Großmarkt verdient und zusammengespart hatte, blieb in der Wohnung seines Kumpels zurück.

Ein weiterer Euro wird gespendet. Boiko bedankt sich mit Klezmer: „Bei mir bist du schön“. Während er das Akkordeon schnaufen lässt, kommen die Chacarov-Brüder dazu, Mehmet, der Gitarrist und Ibrahim, der Schlagzeuger. Unter der Woche spielt jeder für sich allein, am Wochenende gehen sie zu dritt auf Tour. Die beiden packen ihre Instrumente aus und bald übertönt der Klang der kleinen Combo die Schiffshupen auf dem Fluss. Ein kleines Mädchen hüpft heran und studiert die drei Musiker mit staunenden Augen. Als Boiko 1992 von der deutschen Polizei nach Bulgarien zurückverfrachtet wurde, hatte sich die Szene ausgedünnt. Viele Musikerkollegen waren bereits in den Westen ausgewandert, nach Frankreich, Holland oder Belgien und so brachen Boiko die Kontakte weg. Die Auftraggeber auch. Für Live-Musik in Restaurants, auf Hochzeiten oder im Theater fehlte das Geld. So kam es, dass er fünf Monate nach seiner Ausweisung erneut nach Bremen reiste, dieses Mal mit Visum. Er mietete ein Zimmer in der Wohnung seines Kumpels – 150 Mark musste er dafür bezahlen, das weiß

SONOR

er noch genau – und jobbte zunächst als Hilfsarbeiter bei Mercedes in Hemelingen. Eigentlich aber wollte er ein Bremer Stadtmusikant werden, wollte sein Geld mit dem Akkordeon verdienen. Doch die Konkurrenz war groß, Neueinsteiger nicht gelitten, die lukrativen Plätze bereits okkupiert. Vor Karstadt Sport etwa residierte ein russischer Musiker mit Hochschulstudium, keine Chance, gegen diesen Lokalmatadoren anzukommen. Dennoch stellte Boiko sich 50 Meter weiter auf, begann zu spielen, zog alle Register und hielt das Akkordeon wie ein Gewichtheber über den Kopf, während die Finger über die Tasten jagten. So viel Virtuosität und Akrobatik blieb nicht ohne Wirkung bei den Passanten, Applaus brandete auf, Chapeau, Respekt, angeblich sogar vom Konkurrenten 50 Meter weiter. Von da an hatte Boiko seinen festen Platz auf den Straßen Bremens.

Applaus ertönt auch jetzt von den Parkbänken. Das kleine Mädchen erbettelt von der Mutter Geld, wirft es in den Koffer und freut sich, als die Münze noch einmal hochspringt, ehe sie sich zu den anderen legt. Die Sonne blitzt hinter den Wolken hervor, der Wind beruhigt sich. Lambada ist angesagt.

Überhaupt, die Konkurrenz. Ein Thema, auf das Boiko gelassen reagiert, er fürchtet sich nicht vor Rivalen. Schon allein deshalb sei er im Vorteil, weil er stolz darauf ist, auf der Straße zu spielen und sich nicht, wie viele andere, dafür schämt. Und außerdem, weil sein Repertoire groß ist – denn wer glaubt, es genüge, „O sole mio“ zum hundertsten Mal rauf und runter zu leiern, der irrt. Für stete Abwechslung muss man sorgen, wenn man in diesem Geschäft überleben will, muss viel zu bieten haben, immer Neues. Deshalb kann Boiko mehr als die halbe Stunde füllen, die ihm laut Gesetz pro Platz zusteht, ehe er weiterziehen muss. Und er kennt den Geschmack der Leute: Lateinamerikanische Musik, Salsa, Rumba, ist besonders gefragt. Doch so ausgetüftelt seine Verkaufsstrategie ist, sie hat, so gesteht er, einen Riss: Früher seien die Leute großzügiger gewesen – und das liege nicht etwa an der Krise, sondern schlicht und ergreifend daran, dass es keine 5-Mark-Stücke mehr gibt. Die Währungsreform hat den Straßenmusikern das Geschäft vermasselt, denn die größte Summe, die seither den Geldbeuteln entschlüpft, sind 2 Euro. Nur im Winter gibt es manchmal mehr: Schnee und Eis braucht es, damit das Herz der Vorübergehenden taut und sie erkennen, dass das, was die Musiker in den Straßen machen, Arbeit ist, die einen Lohn verdient. Doch Boiko will nicht klagen. Auch an schlechten Tagen heißt es für ihn: Einfach weiterspielen.

Rumba zum Beispiel. Für umme. Wie jetzt, in ebendiesem Moment.

Die spektakulärsten Erfahrungen seiner Karriere hat Boiko in Paris gemacht, vor nunmehr drei Jahren. Ganz anders als in Bremen müssen die Straßenmusiker dort eine Abgabe bezahlen, brauchen einen Ausweis und dürfen nur in der U-Bahn spielen. Boiko ignorierte das Gesetz und postierte sich trotzdem am Eiffelturm, immer und immer wieder, und nicht minder hartnäckig wurde er nach wenigen Minuten von der Polizei vertrieben. Bis auf dieses eine Mal. Da traf in dem Augenblick, in dem er in die Tasten griff, eine 50-köpfige Gruppe südamerikanischer Touristen ein – und begann spontan zu tanzen. Plötzlich schienen auch die Polizisten verzaubert von der Kraft der Musik und vertrieben Boiko nicht, ganze 45 Minuten lang durfte er spielen, sein gesamtes Repertoire, während die Gendarmen wie private Bodyguards neben ihm wachten. Am Ende regnete es Geld, nicht nur im

Ideal der Erinnerung. Lauter 5- und 10-Euro-Scheine!

Rumba zum Beispiel. Für umme. Wie jetzt, in ebendiesem Moment.

Als schimmere durch Boikos Geschichte noch der späte Abglanz jenes spontanen Eiffelturm-Ruhms hindurch, bleibt nun eine Frau stehen und filmt die drei Musiker minutenlang mit ihrem Fotoapparat, ehe sie zwei Euro in den Koffer wirft. Es liegen jetzt 7,50 Euro darin. Scheine sind keine dabei. Aber die klingen ja auch nicht.

Nicht nur auf der Straße sind Boiko Borisov Todorov, Ibrahim und Mehmet Chacarov zu erleben – ab dem 6. September 2013 spielen sie auch auf der Bühne des Theater Bremen, in **The Art of Making Money. Die Bremer Straßenoper von Lola Arias.** Gemeinsam mit Obdachlosen, Straßenmusikern und einer Ex-Prostituierten erarbeitet die argentinische Regisseurin Lola Arias ein Projekt über die Strategien des Gelderwerbs auf der Straße.

„Geld ist der sechste Sinn. Der Mensch muss ihn haben; denn ohne ihn kann er die anderen fünf nicht voll ausnützen.“

William Somerset Maugham

Afrika

Text: Sönke Busch

Wissen sie, wer würde denn auf die Idee kommen, die Urvölker Afrikas arm zu nennen, nur weil sie keine Globetrotterhosen haben. Die sind doch nicht arm, die kennen das doch gar nicht: Hose

Ranga Jogeschwar

Nicht ein kleines Wölkchen war am Himmel über Afrika. Alles war schön blau. Die Sonne brannte auf ein kleines Dorf. Einige Menschen dösten vor ihren Häusern herum; noch hatte ihr Dösen nichts mit Langeweile zu tun, denn dieses Marketinginstrument hatte in diesem netten Teil der Welt noch keinen Einzug gehalten. Sie schienen aus einer Zeit zu stammen vor dem affektierten Rumgehampel des Westens, bei dem man immer das Gefühl hat, dass keiner sich mehr bewegen kann, als sei er unbeobachtet.

Die Bewohner der Industrieländer wirken schon beim Aufstehen als würden sie gerade für ein Video gefilmt werden, dass ihnen den großen Gangsterrapper-Erfolg bescheren würde. Ein einziges albernes Gehippe und Gehoppe! Beim Betrachten eines Menschen ist es ein entscheidender Unterschied, ob er aussieht, als würde er Dinge für sich selber tun, oder ob er Dinge tut, um von anderen gemocht zu werden.

Das waren verzweifelte Versuche einer Welt, die versuchte, die Kontrolle über sich selber zurückzuerlangen. Versuche einer Welt, die längst viel zu unkontrollierbar war, um noch irgendwie Zugriff auf ihren Inhalt zu bekommen!

Nicht so hier, in diesem kleinen Dorf, abseits von dem ganzen Quatsch, den die anderen auf der Welt so trieben. Irgendwo mitten in Tansania. Viele zogen in die Städte, nur, um auch zu lernen, was man tun musste, um man selber zu sein.

Das waren verzweifelte Versuche einer Welt, die versuchte, die Kontrolle über sich selber zurückzuerlangen.

Kofi und Ato saßen vor ihren Hütten und hatten für den Moment nichts zu tun. Das erfüllte sie mit Ruhe, nicht mit Nervosität. Ein ganz grundsätzliches Gefühl von Dankbarkeit dem Schicksal gegenüber erfüllte sie. Die Idee, Scham zu fühlen, weil sie überflüssig oder faul sein könnten, war ihnen vollkommen fremd.

Zwei komische weiße Menschen näherten sich über die staubige Hauptstraße des Dorfes. Sie trugen die typische Uniform des weißen Mannes: Rucksäcke wie die „Ghostbusters“. Jahreseinkommen in Funktionskleidung. Wasserdicht und transpirationsdurchlässig. Schuhe, die von selbst atmeten. Fußtiere. Wassersäule: mindestens 5.000.000 Kilometer. Hosen mit mindestens fünf Reißverschlüssen zur exakten Anpassung der Hosenbeinlänge an das vorherrschende Klima. Anscheinend brauchte es für Tansania und einen Einkauf bei „Alnatura“ die gleiche Ausrüstung. “Goretex” or death. “North Face” aufs Herz tätowiert.

Halbinteressiert schauten Kofi und Ato die Straße hinunter. Interessant, wie interessant sich die Neuankömmlinge vorkamen und sich umschauten, als wären sie auf dem Mond gelandet. Keiner der Einheimischen hielt sie für Geister, eher für Vollidioten! Die beiden Weißen schritten die Straße weiter hinunter, und obwohl sie sich in ihrer eigenen albernen, weltoffenen Gesinnung badeten, wurden sie das Gefühl nicht los, Götter zu sein. Hässliches, unterbewusstes weißes Erbe!

Ein armer und ein reicher Mann standen da und sahen viel an; und der arme sagte: ... Wär ich nicht arm, wärst du nicht reich.

Die Blicke der Einheimischen lagen gelangweilt auf ihnen. Alles war anders, hier im fremden Land. Hier schien Langeweile Aufregung zu bedeuten. Das ging ja gar nicht anders, so interessant, wie sie selber waren. Götter konnte man nur aufgeregt anstarren. Was für eine absurde Idee! Kein Farbiger, der in der Innenstadt von Stade, Kassel oder Bremen dumm angestarrt wurde, wäre auf die Idee gekommen, dass ihn die Weißen für einen Gott hielten. Obwohl es mit Sicherheit der geilere Ansatz gewesen wäre, um das dumme Geglotze zu erwidern!

Kofi schaute sich um, sah die Überreste des halben Broilers neben sich liegen, schnappte sich einen der Knochen und steckte ihn sich halb in ein Nasenloch, so dass er noch zu großen Teilen herausragte. „Och, nö - nich wieder DIE Nummer!“ maulte Ato. „Ach komm, das ist saulustig!“ sagte Kofi. „Ja, aber auch nicht mehr nach dem zehnten Mal!“ antwortete Ato. „Ha! Du hast ja keine Ahnung von Humor! Wenn es beim zehnten Mal nicht lustiger ist als beim ersten Mal, war es beim ersten Mal auch schon nicht lustig!“ sagte Kofi, stand auf, schlurfte zur Mitte der in der Mittagssonne vor sich hinstaubenden Hauptstraße und blieb wankend stehen.

Die Touristen kamen näher. Sie sahen den jungen Mann auf der Straße stehen und beschleunigten ihren Schritt. In kurzer Zeit waren sie bei Kofi angelangt. Er verdrehte die Augen und setzte sich nieder. „Bitte!“ stammelte er. „Wasser!“ Hektisch drehten sie ihre zweiundvierzig Euro teuren, bruch- und atomkriegsicheren Getränkeflaschen auf und gaben ihm von ihrem wertvollen, weil isotonisch rückelektrolysierenden Powerdrink. „Trink!“ sagte die Frau, die mit der offenen Flasche vor ihm stand. „Bitte trinke doch!“ Kofi schnappte sich die Flasche und trank einen Schluck. Dann spuckte er es aus und schaute sie fragend an. Der Hühnerknochen ragte nach wie vor aus seinem Nasenloch. „Das ist gut!“ sagte die Frau und überlegte, wie sie sich verständlich machen konnte. Sie zeigte mit dem Zeigefinger auf ihren Mund und beschrieb mit der anderen Hand kreisförmige Bewegungen vor ihrem Bauch. „Gut!“ wiederholte Kofi. „Gut!“ sagte die Frau und schaute Kofi stolz wie eine Weltretterin an. Wieder ein gutes Werk getan!

Kofi fummelte an dem Knochen in seiner Nase herum. Mild blickte die Frau auf ihn herab und wandte sich an ihre Begleitung. „Es ist so anders hier. Ich fühle das Leben. Afrika! Ach, Afrika! Sie selbst wissen es vielleicht nicht, aber schau doch, wie toll die Menschen es hier haben. Weißt Du, was die Afrikaner sagen, wenn sie uns Europäer sehen? Sie sagen: ‚Ihr habt die Uhr, aber wir haben die Zeit!’ - witzig, nee? Sie sind so bauernschlau, und die haben so einen naiven Humor, den wir ja schon total verlernt haben, so verkniffen, wie wir immer sind. Hier können wir mal was lernen!“ sagte sie zu ihrem auch total offen wirkenden Mann, der neben ihr stand. Sie waren stolz, es einmal bis nach Afrika geschafft zu haben. Es hatte sich doch gelohnt, immer zu arbeiten!

„Ugh!“ machte Kofi und ließ einige Klick- und Pfeiflaute folgen. Die Frau konnte im letzten Moment noch ihrem Drang widerstehen, Kofi wie einem Kind den Kopf zu tätscheln. „Weißt Du“, wandte sie sich noch einmal an ihren Mann, der bestimmt - mit einhundertprozentiger Sicherheit! - Nichtraucher war, „wir sehen die Schönheit der Welt gar nicht mehr. Wir arbeiten immer nur. Wir haben gar keine Zeit mehr für das Ursprüngliche, das Wahre, die Natur. Das Schöne hier ist aber: Diese Menschen - in ihrer gesamten Einfachheit - leben es einfach. Sie müssen es nicht sehen, sie leben es einfach. Ich würde so

gerne einmal ihren Stammesführer oder ihren Medizinmann treffen!“

Die beiden blickten Kofi an. Neidisch und doch mitleidig. Ekeliger kann ein Mensch gar nicht gucken! Kofi rappelte sich auf und zog den Hühnerknochen aus seiner Nase. „Wissen Sie, wir sehen das schon! Das Problem ist ja eigentlich, dass wir Menschen nur ein Prozent des elektromagnetischen Feldes überhaupt visuell wahrnehmen können. Genauso, wie wir nur ein Prozent der tatsächlichen Geräusche des Universums mit unseren Ohren hören können. Wissen Sie, während ich Ihnen das hier erzähle, reisen wir mit unserem Planeten mit 220 Metern pro Sekunde durch das Weltall. Neunzig Prozent der Zellen in unserem Körper tragen die DNA von Mikroorganismen und nicht unsere in sich. Neunzig Prozent von uns sind also gar nicht wir! Die Atome, aus denen unser Körper geformt ist, bestehen zu 99.99999999 Prozent aus absolut nichts, aus leerem Raum, und kein einziges Atom, das zu unserem Körper gehört, war schon in uns, als wir geboren wurden. Und nicht nur das - die Atome stammen nicht mal von der Erde, sondern aus dem innersten eines Sterns. Wir haben zweiundvierzig Chromosomen - das sind zwei weniger als eine durchschnittliche Kartoffel! Die Existenz eines Regenbogens basiert einzig und allein auf den Stäbchenrezeptoren in unseren Augen. Es gibt ihn da draußen gar nicht. Sondern nur in uns drinnen. Tiere ohne diese Rezeptoren werden niemals einen Regenbogen sehen können. Wenn Sie einen Regenbogen sehen, dann sehen Sie ihn nicht - Sie machen ihn selber, in sich drinnen! Das ist ziemlich aufregend, insbesondere, wenn man bedenkt, dass wir nur ein Prozent aller Farben im galaktischen Farbspektrum sehen können!“

Er zog sich den Hühnerknochen aus der Nase und schnipste ihn an den Straßenrand. „Willkommen in Afrika!“ sagte Kofi und schlurfte zurück zu Ato, der immer noch am Straßenrand saß und lachte.

„Wie teuer du eine schöne Illusion auch bezahlt hast, du hast doch einen guten Handel gemacht.“

Marie von Ebner-Eschenbach

geldgeldgeldge

WAS KOSTET DAS?

DAS KOSTET GELD.

WIE, SO TEUER?

ES GIBT NICHTS KOSTENLOS.

DOCH, ES GIBT UMSONST.

Gang durchs Frankfurter Bahnhofs-viertel

Fotos: Jörg Obernolte

Gang durchs Frankfurter Bahnhofsviertel | Jörg Obernolte

500
LOVE
200
ALL
100
THAT
Money
Means
Nothing
COUNTS
20
50

BCO OCB OZB OKP
2001
500
occupy global currency
HTTP://EOZB.WEEBLY.COM/
500
ogc units

ARME WERDEN ÄRMER.
REICHE WERDEN REICHER
Wann WERDEN KLÜGER ?
Wir

Gang durchs Frankfurter Bahnhofsviertel | Jörg Obernolte

WWW.UMSGANZE.ORG
BLOCKUPY
DEPORTATION
AIRPORT
31.MAI 2013 // 13.00 // TERMINAL 1
FLUGHAFEN FRANKFURT
Cancelled
Cancelled
Cancelled

XUPPIS
AUFSMAUL

SAUHAUS
Ohne euch ist meine
Dekadenz gar nicht möglich.
Weiter so!

WWW.UMSGANZE.ORG
CRISIS,
RACISM,
FIGHT
CAPITALISM!
FIGHT RACISM NOW! DEMO
25.05.2013
BERLIN
BLOCKUPY
30.5.- 1.6.2013
FRANKFURT
...ums Ganze!
WWW.UMSGANZE.ORG

Gang durchs Frankfurter Bahnhofsviertel | Jörg Obernolte

CASINO
ROYALE
007
WITH LOVE
SIC&J
Betreten
der Baustelle
verboten

BRECHT DIE MACHT
DER BANKEN
UND KONZERNE!
WWW.ZK-COTTBUS.DE
ZielundKurs
Cottbus

KHC

Reichtumsuhr
Nettovermögen der privaten Haushalte
€
Billionen
Milliarden
Millionen
Tausend
Das reichste Zehntel besitzt davon
€
Billionen
Milliarden
Millionen
Tausend
Das ärmste Zehntel der Haushalte „besitzt"
€
Milliarden
Millionen
Tausend
ver di

„Bankier: ein Mensch,
der seinen Schirm verleiht,
wenn die Sonne scheint,
und ihn sofort zurückhaben will,
wenn es zu regnen beginnt.“

Mark Twain

Geld, so heißt es

Text: Martin Maertens

Müßiggang so heißt es
Sei der Anfang aller Laster
Denn dem der müßig in den Tag nur lebe
fehlt fürs Leben stets der Zaster

Geld alleine mache auch nicht glücklich
Heißt es weiter sinngemäß
Besser es zu haben scheint es trotzdem
Guckt man sonst ins Leergefäß

Liebe, Freundschaft und Gesundheit
heißt es - seien die wahren Werte unserer Zeit
Gerne glauben tut das jeder
Hält er hinterrücks die Hand auf weit

[os]
baisse

„Alles, was die Sozialisten vom Geld verstehen, ist die Tatsache, dass sie es von anderen haben wollen.“

Konrad Adenauer

Linientreu

Mit Katrin Herzner auf Wanderschaft

Text: Karin Mörtel

„Betriebswirtschaftlich ist das natürlich für den Arsch.“ Wenn Katrin Herzner über die finanzielle Situation von ihrem Kunstprojekt OST spricht, kann sie nicht ernst bleiben. Worte wie „Kapital“ und „betriebswirtschaftlich“ kommen ihr nur schwer über die Lippen. Sie hören sich fremd an und es klingt, als müsse sie diese Vokabeln erst zurechtkauen, bevor sie den Mund verlassen dürfen. Und dann werden sie ausgelacht von ihr, von der Künstlerin, die Geld als etwas betrachtet, mit dem sie eigentlich nichts zu tun haben möchte. Eigentlich. Sie akzeptiert es als ungeliebte Begleiterscheinung, als Mittel zum Zweck, damit sie ihre „Kunst machen“ kann. Und damit meint sie meistens Kunstwerke, die man nicht anfassen, geschweige denn so einfach verkaufen kann.

In den vergangenen drei Jahren hat sie sich damit beschäftigt, in inzwischen sieben Etappen immer geradeaus auf einer Linie Richtung Osten zu laufen. Von Freiburg aus ist sie mittlerweile querfeldein über 1800 Kilometer über Süddeutschland, Österreich, die Slowakei, Ungarn, Rumänien und Moldawien bis tief in die Ukraine gewandert – über Friedhofsmauern geklettert, in Entwässerungskanälen unter Autobahnen hindurchgekrochen, durch Felder, Wälder und über Berge gestapft. Quer zu den gemütlichen Wanderwegen kämpfte sie sich über Anhöhen und durch Täler. War auf zugefrorenen Seen unterwegs und hat gehofft, dass das Eis sie trägt. Und fasste nach einer mühsamen Tour durch Tuttlingens Hinterhöfe und Gewerbegebiete den Entschluss, dass sie in Siedlungen menschliche Wege benutzen darf.

Wenn Katrin Herzner über die finanzielle Situation von ihrem Kunstprojekt OST spricht, kann sie nicht ernst bleiben.

Mittlerweile hat sie auch eine Schublade gefunden, in die ihre Art von Kunst passt: „Landart“ oder „Landschaftskunst“ soll es sein, hat man ihr gesagt. Während des Kunststudiums entdeckte Herzner, dass andere Formen besser zu ihr passen als Skulpturen und Bilder. Der Herstellungsprozess ist für sie immer wichtiger geworden als das Kunstwerk, das am Ende dabei herauskommt. Inzwischen ist nur noch das Arbeiten da und der Rest fällt weg. Es gibt nichts mehr, das man in den Händen halten kann.

Sie ist unterwegs mit Rucksack und Zelt. Zu jeder Jahreszeit. Immer ihrem selbst gebauten „Kompost“ folgend, einem Kompass, der stets nach Osten zeigt. Es ist eine Performance, die nur in dem Augenblick für die Menschen auf der Linie sichtbar ist, in dem Herzner kommt und wieder weiter Richtung Osten verschwindet. Staunende Bayern, Wandertouristen in den Karpaten, ukrainische Bauern, moldawische Grenzsoldaten sind ihr begegnet und auf diese Weise Teil des Kunstwerks geworden. „Die Linie ist wie eine Spur im Wasser, die man nicht mehr sehen kann, aber an die man sich erinnert“, sagt Herzner. Wandernd verlegt sie etwa entlang des 48. Breitengrades diese künstliche Linie auf dem Planeten Erde wie man in einer Weltkarte mit dem Lineal einen Strich einzeichnen kann. Nur, dass diese Linie einfach geschieht und dann wie-

der verschwindet. „Ich will die Lücken der menschlichen Wahrnehmung finden und wertschätzen“, sagt Herzner. Wie eine Außerirdische fühlt sie sich bei ihrer Arbeit. Nicht von Sehenswürdigkeiten, berühmten Landschaften oder möglichst leichten Wegen geleitet, sondern im Fall von OST ausschließlich von ihrem „Kompost“. „Man verpasst bei dieser Art zu reisen nichts. Wenn man das Hier und Jetzt bewusst wahrnimmt, findet man immer wunderschöne Sachen“, sagt Herzner. Seither ist die Welt für sie neu sortiert: in einen nördlichen und einen südlichen Teil von der Linie.

OST ist ein Kunstwerk ohne bleibende Dokumentation. Nur in den Köpfen der Menschen, die das Kunstwerk, während es passiert, wahrnehmen, ist das Geschehen gespeichert. Es gibt keine Fotos und keine Tagebuchaufzeichnungen, die für die Nachwelt oder potenzielle Käufer bestimmt sind. „Aus irgendeinem Grund haben die Menschen das Bedürfnis, schöne Momente festzuhalten, aber ich bin fest davon überzeugt, dass das nicht funktioniert“, sagt sie. Sie will körperlich testen, wie sich das anfühlt, wenn man diesen Gedanken konsequent weiterspinnt. „Ich probiere aus, wie das ist, wenn man akzeptiert, dass jeder Moment nur im Augenblick des Geschehens seinen Platz hat und nicht bis auf die Nachkommastelle rekonstruiert werden kann“, so Herzner. Und je weiter sie läuft, desto mehr wird ihr klar, dass es gut so ist, dass man Momente nicht festhalten kann. Es zählt nur das Hier und Jetzt. Selbst eine Dokumentarfilmerin, die gerne etwas zu dem Projekt machen möchte, durfte Herzner deshalb bislang nicht begleiten. Doch wer möchte, kann der wandernden Künstlerin beim Gehen, Ausruhen, Zelt aufbauen, Nachdenken und Freundschaften schließen zuhören. „Live-Hörbuch OST“ nennt sich das, wenn Herzner ausstellt. In Galerien finden Ausstellungsbesucher dann nur ein Telefon und eine Berliner Festnetznummer vor, die auf ein Handy an ihrem Gürtel umgeleitet wird.

Doch wie verdient eine Künstlerin an einer Performance, die nur im Augenblick stattfindet? Als Katrin Herzner im Jahr 2010 einen Monat lang mehrmals wöchentlich mit der Berliner Ringbahn im Kreis fährt und ihre Beobachtungen und Gedanken aufschreibt, lässt sie die Notizen auf dem Sitz liegen, bevor sie aussteigt. Das leere Ringbuch, in dem nur noch Fetzen der herausgerissenen Blätter zu erkennen sind, verkauft der beteiligte Verlag für 1200 Euro an eine Kunststiftung. Herzner erhält die üblichen 50 Prozent davon. Ein weitere Einnahmequelle sind Abzüge von lang belichteten Dias, die sie aus dem fahrenden Zug aufnimmt. „Zeitfenster“ nennt sie die Reihe und „das macht sogar betriebswirtschaftlich Sinn, wenn ich denn welche verkaufe.“ Wieder dieses wilde Lachen.
Bei OST hält Herzner manchmal einen Vortrag namens „Monolog“ in Form von Gedanken zu ihrem Projekt in Ausstellungen und bei anderen Gelegenheiten und bekommt dafür – im besten Fall – ein Honorar. Zusätzlich verkauft Herzner wiederum ihre Reisetage in Form von eingerahmten Kalenderblättern. „Im Grunde genommen bin ich dann eine wandernde Arbeiterin, die Kunst macht und dafür bezahlt wird“, sagt Herzner lachend und hält einen kleinen Monolog:

„Der Handel mit Kunst besteht zum größten Teil daraus, sich selber zu verkaufen. Ich glaube, dass das jeder Künstler macht. Es sind die eigenen Ideen, die aus einem selber herauskommen, von denen man versucht, zu leben, weil man genau das und nichts anderes machen will. Und das ist die größte Schwierigkeit für Künstler, dass sie aus sich selber schöpfen und sich

selber verkaufen. Und ich bin ganz froh darüber, dass ich mich zwar verkaufe, aber in einer schönen Form, die ich gerne teile und sowohl ich als auch die Menschen damit zufrieden sind. Das ist leider zwangsläufig an Geld geknüpft, denn ich würde das gerne auch verschenken. Aber mit der Materiallosigkeit ist es auch schwierig, weil das Denken der Gesellschaft und der Menschen in die Richtung geht, dass sie ein Bedürfnis danach haben, etwas in der Hand zu halten, und sei es nur Geld. Und die symbolischen Kalenderblätter, die ich verkaufe, sind nur ein Hilfsmittel, weil ich weiß, dass die meisten es nicht können, ohne etwas in der Hand zu haben. Und dann gebe ich ihnen etwas, das schön und nicht zu kompliziert ist. Buchhalterisch betrachtet macht das Projekt natürlich trotzdem keinen Sinn. 33 Tage am Stück, 24 Arbeitsstunden am Tag, auch nachts und am Wochenende, das ist unbezahlbar. Aber immerhin: Nach der sechsten Etappe habe ich zum ersten Mal die Reise- und Telefonkosten soweit wieder eingenommen, dass ich nicht sofort wieder einen Handwerksjob annehmen musste, weil mein Konto auf Null war."

Ihre Gedankenwelt, so sagt sie, sei oft schwer für Außenstehende zu verstehen: Ihr Versuch der Abkehr von allem, was man anfassen und archivieren kann – seien es Geld oder andere Formen von Besitz. Vor eineinhalb Jahren hat sie ihr ganzes Hab und Gut verkauft. Im Keller ihrer Eltern stehen noch genau drei Kisten mit Sachen, die sie behalten hat. Steuerkrams, Winterklamotten, Teile von unvollendeten Kunstwerken, Wanderausrüstung. Es war ihr Bedürfnis, ständig in Bewegung zu sein, gepaart mit dem Mangel an Geld, was schließlich dazu geführt hat, dass sie keinen festen Wohnsitz mehr hat. Vorher hat sie die Monate ohne Einkünfte zwischen einzelnen Projekten mit Hartz IV überbrückt, um die Miete bezahlen zu können. Und sie hatte Glück: Beim Arbeitsamt Berlin-Treptow hatten die Sachbearbeiter Verständnis dafür, dass es für viele selbstständige Künstler solche Durststrecken gibt. „Doch dann habe ich gemerkt, dass Hartz IV nicht zu meinem Leben passt. Man ist gebunden an einen Ort, man kann nicht spontan umziehen, sondern muss erst einen Antrag stellen. Da habe ich einfach gedacht, ich streiche lieber die Miete und die Hälfte vom Problem ist weg", sagt Herzner.

Sie denkt nicht daran, ob sie seither unter der Armutsgrenze leben könnte, das sind für sie absurde Kategorien. „Ich probiere das geldlose Leben einfach, so weit es möglich ist, und wo meine Grenzen sind und wenn ich auf eine stoße, nehme ich eben Geld in die Hand", erklärt Herzner.
Unter dem Motto „Zeltplatz gesucht" reist sie zwischen ihren OST-Etappen seither per Anhalter durch Deutschland und bietet eine Arbeitsstunde pro Tag gegen einen Schlafplatz an. Sie schrubbt Fußböden, kocht, gießt Blumen und hütet Kinder. „Ich bin nicht anspruchsvoll und kann mich auch eine Zeitlang nur von Nudeln ernähren", sagt Herzner. Häufig ist bei ihren Unterkünften die Verpflegung ohnehin inbegriffen oder kostet nicht viel, weil alle Mitbewohner sich die Kosten teilen. Es sind eher Material- und Reisekosten für ihre Kunstprojekte, die den größten Teil einnehmen, für den sie Geld benötigt. Für das tägliche Leben eher wenig. „Solange die Kunst ihr Geld bekommt, das sie braucht, ist alles okay", findet Herzner. Denn für ein Leben ganz ohne Geld, so fürchtet sie, braucht die Kunst zu viel Zeit, die sie sonst dafür aufbringen müsste, um auch ohne Scheine und Münzen ihre Projekte verwirklichen zu können. Eine Grenze, die sie nicht überschreiten will. Es sind Gelegenheitsjobs, aus denen Herzner das Kapital für ihre Kunstprojekte schöpft. „Eigentlich

ist es mein Ziel, mit der Kunst mein Geld zu verdienen, aber andererseits tut es auch gut, zwischendurch mit einem Presslufthammer Fliesen herauszukloppen und den Kopf dabei auszuschalten und das Ergebnis der Arbeit zu sehen – im Gegensatz zu dem flüchtigen und materiallosen Leben“, findet sie.

Ob ihre Lebensart das Projekt OST geprägt hat oder umgekehrt, kann sie gar nicht mehr sagen. „Ich komme nicht darum herum, dass diese Wanderung wichtig für mein Leben ist und mich prägt, das ist momentan sehr dominant“, sagt Herzner. Dennoch kann sie manchmal nicht verhindern, dass die Angst sich einen Weg in ihr Leben bahnt. Angst vor der Zukunft und der Frage, wie sie sich im Alter finanzieren soll. „Es ist wunderbar im Hier und Jetzt in kleinen Lebensabschnittshappen zu leben, aber es ist belastend zu wissen, dass ich diesen Lebensstil vielleicht nicht ewig beibehalten kann“, muss sie sich eingestehen. Sie weiß einfach nicht, ob sie die harte Arbeit, die es kostet, konsequent diesen Weg zu beschreiten, auf Dauer durchhalten kann. „Gegen die Angst habe ich mir einen Stichtag ausgedacht: Ab dem 15.2.2015 will ich darüber nachdenken, wie ich im Alter über die Runden kommen will.“ Aber vorher eben nicht.

Beim Funkmast etwa 150 Kilometer nördlich vom Schwarzen Meer zwischen Kiew und Odessa hat sie die siebte Etappe von OST Anfang Juni 2013 abgeschlossen. Dort wird sie wahrscheinlich bereits im Oktober wieder starten. Dann kann man wieder live am Telefon mitverfolgen, wie Katrin Herzner mit ihrer Linie die Erdoberfläche Richtung Osten durchpflügt, auch wenn das betriebswirtschaftlich für den Arsch ist

Neuigkeiten zu den weiteren Kapiteln von „OST – das Live Hörbuch von Katrin Herzner“ gibt es unter der gleichnamigen Facebookseite und unter www.katrin-herzner.de zu lesen.

„Hollywood ist ein Ort, an dem sie dir tausend Dollar für einen Kuss bezahlen und fünfzig Cents für deine Seele.“

Marilyn Monroe

Kurzinterview

Text: Annica Müllenberg

Autor Wladimir Kaminer vor dem Park-Hotel, in dem er für eine Nacht residierte.

1. Welches Verhältnis zu Geld haben Sie?
Kaminer: Man muss immer alles fleißig ausgeben. Nur dem, der gibt, dem wird auch gegeben.

2. Wofür geben Sie Geld aus?
Ich gebe grundsätzlich Geld aus für mein Wohlbefinden und das anderer Menschen.

3. Was würden Sie nie kaufen?
Ein Auto, technische Geräte oder Waffen.

4. Was halten Sie von der neuen Share-Economy – teilen statt kaufen, wäre das etwas für Sie?
Es geht noch schlimmer. Meine Tochter hat das Buch von Nick Hornby gelesen „How To Be Good“ und nun ist sie darauf gekommen, dass sie nichts mehr braucht. Sie möchte ihre Möbel und das Fernsehgerät weggeben – Dinge, die ich gekauft habe! Sie brauche nur noch Bücher, sagt sie.

„Denke immer daran:
Geld ist nicht alles.
Aber denke auch daran,
zunächst viel davon zu verdienen,
ehe du so einen Blödsinn denkst.“

Anonym

Die gespaltene Stadt

oder sage mir, was du verdienst
und ich sage dir, wo du wohnst.

Text: Martin Maertens

SEGREGATION:
[1] allgemein: die Absonderung, die Ausscheidung, die Trennung, die Abtrennung
[2] Biologie / Genetik: die Aufspaltung der Erbfaktoren während der Reifeteilung der Geschlechtszellen
[3] Soziologie: die Trennung von Bevölkerungsgruppen aus religiösen, ethnischen oder sozialen Gründen
Quelle: Wiktionary

Bremen ist spitze. Zumindest in zweierlei Hinsicht. Zum einen gibt es in Bremen, prozentual auf die Bevölkerungszahl gesehen, die meisten Millionäre. Zum anderen galten 2011 22,3 Prozent der Bevölkerung des Bundeslandes als arm (weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens von 848 Euro im Monat) – Platz eins noch vor Mecklenburg Vorpommern, Berlin, Sachsen-Anhalt und Sachsen. Eine Diskrepanz, die sich auch im Stadtbild ablesen lässt. Beliebte Stadteile wie Schwachhausen, Borgfeld, Horn-Lehe oder St. Magnus ziehen, auch aufgrund der deutlich höheren Mieten oder Immobilien- und Grundstückspreise, eine besser verdienende Klientel an, während sich zum Beispiel Hartz-IV-Empfänger gehäuft in Gegenden finden, die durch Armut geprägt sind. Eine Entwicklung, die es nicht erst seit gestern

gibt – die sogenannte Segregation war schon im Mittelalter zu beobachten, wenn Kaufleuten in dem einen und Handwerker in dem anderen Viertel wohnten. Dennoch ist seit einigen Jahren eine Entwicklung zu beobachten, die so vorher in der Bundesrepublik nicht zu erkennen war: Die Durchlässigkeit zwischen den Vierteln nimmt ab. Die Einkommensarmut scheint in einigen Stadtteilen fast schon Gesetz. Die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Ort quasi per Geburt vorbestimmt. „Segregation beschreibt die räumliche Absonderung einer Bevölkerungsgruppe nach Merkmalen wie sozialer Schicht, ethnisch-kulturellem Hintergrund oder Lebensstil. Dies ist Realität und Normalität in vielen Großstädten“, schreibt etwa das Deutsche Institut für Urbanistik (Difu) auf seiner Internetseite. „Erst, wenn sich die Segregation verbindet mit einer deutlichen Ungleichverteilung von Lebenschancen und gesellschaftlichen Privilegien über die infrage stehenden sozialen Gruppen, wird sie zur Ausgrenzung, Gettoisierung und Diskriminierung“, heißt es im Text des Difu weiter.

Die Folgen der Segregationsprozesse treffen vor allem die ärmeren Bevölkerungsschichten in ihren Vierteln. Die Anzahl

Segregation beschreibt die räumliche Absonderung einer Bevölkerungsgruppe nach Merkmalen wie sozialer Schicht, ethnisch-kulturellem Hintergrund oder Lebensstil.

der niedergelassenen Ärzte beispielsweise richtet sich in deutschen Großstädten zumeist nach der Einkommensstruktur. So stellte Anna Sophia Rauschenbach in ihrer Magisterarbeit („Sozialer Status des Stadtteils und medizinische Versorgung in Köln“, 2010) heraus, dass sich die höchste Kinderarztdichte in den reichen zentralen Stadtteilen findet und die niedrigsten in den armen, peripheren Armutsgebieten. In den reichen Stadteilen Kölns gibt es demnach, gemessen an den Kindern, siebenmal so viele Kinderärzte wie in den armen. Ähnliche verhält es sich mit Kindergärten. Auch auf öffentlichen Schulen in Problemgebieten sieht es nicht besser aus. Dabei scheint Bildung der einzige Ausweg aus der Misere.

„Als ich eingeschult wurde, wollte ich Pilot oder Zahnarzt werden“, sagt Peter (Name geändert). „Aber ich habe doch sowieso keine Chance, mich nimmt doch keiner“. Peter wohnt in einem sogenannten Problemviertel. Er spricht von „denen“, wenn er über Menschen aus wohlhabenden Vierteln spricht. Er mag sie nicht, ohne auch nur einen zu kennen. Mit 15 hat er die Schule abgebrochen. Verarmt wirkt der Teenager dennoch nicht. Markenklamotten von oben bis unten, alleine die

Turnschuhe kosten 200 Euro, versichert er. „Bei uns herrscht das Gesetz der Straße, entweder du wehrst dich und setzt dich durch oder du bist nur ein Opfer“, sagt er. Klingt fast wie in einem amerikanischen Gangsterfilm. Daran, seinen Stadtteil zu verlassen, denkt er nicht. „Wieso auch?“, fragt er, schließlich kenne er sich dort aus und fühle sich zu Hause. Wie er sein Geld verdient, will er nicht sagen. Nur, dass er sowieso schon viel zuviel gesagt habe.

„Wir stehen bei der derzeitigen Entwicklung erst am Anfang und wissen nicht wie es in 15 Jahren aussieht“, sagt Thomas Schwarzer, Referent für kommunale Sozialpolitik bei der Arbeitnehmerkammer Bremen (siehe auch nebenstehendes Interview). Vielleicht gibt es 2028 in Deutschland bereits eingezäunte Stadtteile, die von privaten Sicherheitskräften bewacht werden.

Spreizung der Gesellschaft

Interview mit Thomas Schwarzer

Text: Martin Maertens

Der Bericht zur sozialen Lage (Armutsbericht) der Arbeitnehmerkammer zum Thema „Die soziale Spaltung der Stadt“ sorgte bereits 2007 für einiges Aufsehen. Thomas Schwarzer, Referent für kommunale Sozialpolitik bei der Arbeitnehmerkammer Bremen, verweist im Gespräch auf die seitdem weiter wachsende „Kluft“ gerade in Bremen.

Wenn man auf Bremen guckt, fällt einem schnell auf, in welchen Stadtteilen die gut situierten und in welchen die ärmeren Bürger wohnen. Ist das normal?

Ich denke, es ist ein Charakteristikum der Städte, dass man weiß, wo die Reichen und wo die Armen wohnen.

Eine Entwicklung, die sich erst in den letzten Jahren so gezeigt hat?

Nein, eigentlich ist das ein Kennzeichen von Städten. Das Verrückte daran ist, dass es teilweise schon seit Jahrhunderten bestimmte Straßen gibt, in denen man die besten Geschäfte und die wohlhabendsten Bürger findet.

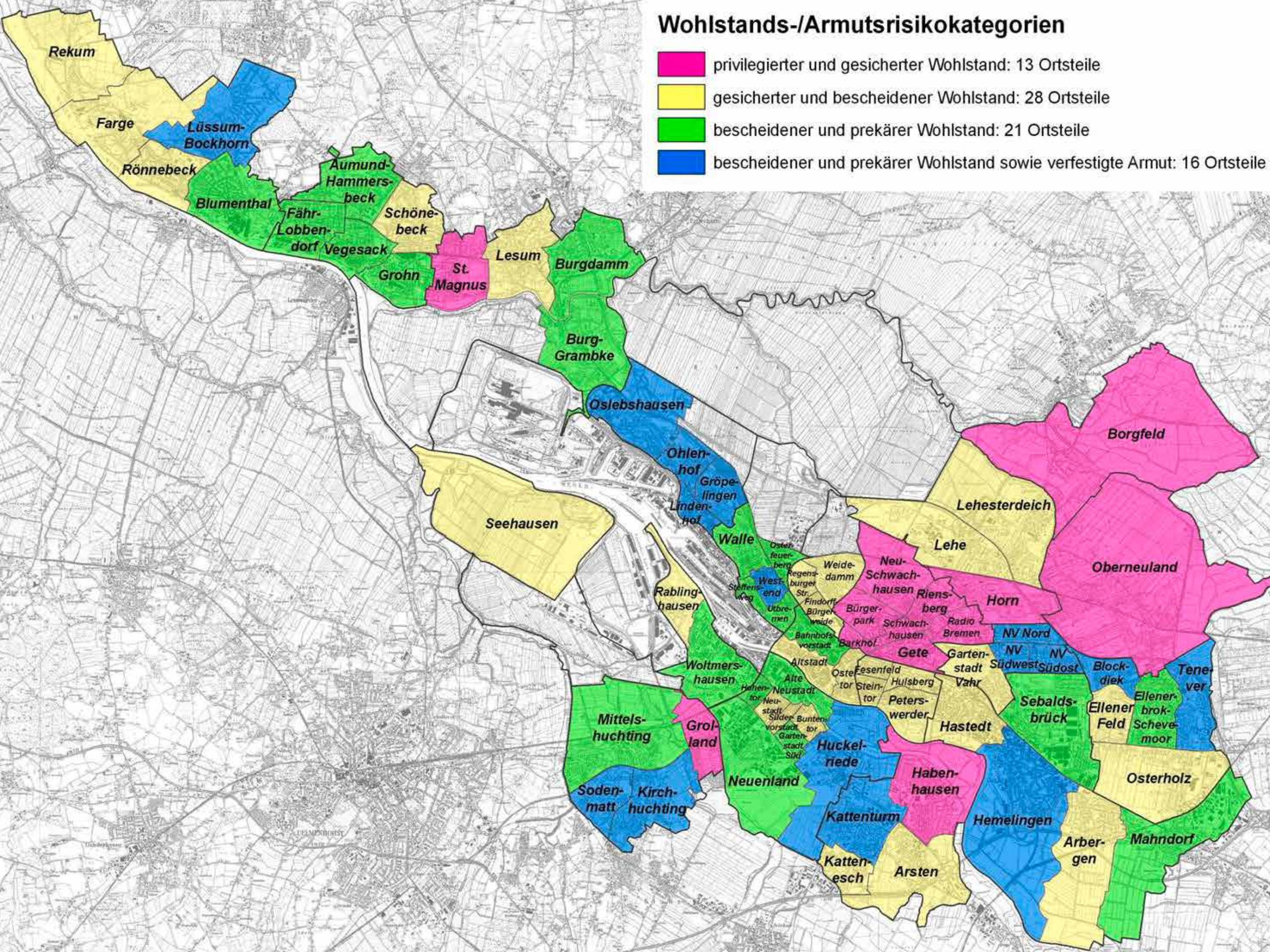
Wo man wohnt, ist also alles eine Frage des Geldes?

Ja und nein. Bei Geringverdienenden trifft das definitiv zu. Bei Besserverdienenden muss das aber nicht immer so sein. Zum einen ziehen die wohlhabenderen Leute in Bremen eher nach Schwachhausen, Oberneuland oder Borgfeld als nach Huchting, Lüssum, Kattenturm oder Gröpelingen. Es geht aber auch nach Lebensstil und Lebenssituation.

Was meinen Sie?

Es gibt Leute, die durchaus die finanziellen Mittel hätten, in eingangs genannte Stadtteile zu ziehen, denen es dort aber an Kultur und Szene wie Theatern, Restaurants und Kneipen fehlt. Diese ziehen dann beispielsweise häufig ins Viertel. Oder wer sich in der Familienphase befindet, benötigt mehr Platz, und muss oder möchte an den Stadtrand ziehen.

Sie erwähnten anfangs, dass es ein Kennzeichen von Städten und damit völlig normal sei, dass es arme und reiche Stadtteile gebe. Dennoch beschäftigen Sie beziehungsweise die Arbeitnehmerkammer sich sehr intensiv mit dem Thema. Warum?


Wohlstands-/Armutsrisikokategorien
privilegierter und gesicherter Wohlstand: 13 Ortsteile
gesicherter und bescheidener Wohlstand: 28 Ortsteile
bescheidener und prekärer Wohlstand: 21 Ortsteile
bescheidener und prekärer Wohlstand sowie verfestigte Armut: 16 Ortsteile
Rekum
Farge
Lüssum-Bockhorn
Rönnebeck
Blumenthal
Aumund-Hammersbeck
Fähr-Lobbendorf
Schönebeck
Vegesack
Grohn
St. Magnus
Lesum
Burgdamm
Burg-Grambke
Oslebshausen
Ohlenhof
Gröpelingen
Lindenhof
Seehausen
Walle
Ostefeuerberg
Westend
Regensburger Str.
Weidedamm
Steffens-Weg
Utbremen
Findorff-Bürgerweide
Rablinghausen
Bahnhofsvorstadt
Altstadt
Woltmershausen
Alte Neustadt
Hohentor
Neustadt
Süder-vorstadt
Buntentor
Gartenstadt Süd
Mittelshuchting
Grollland
Sodenmatt
Kirchhuchting
Neuenland
Huckelriede
Kattenturm
Kattenesch
Arsten
Habenhausen
Neu-Schwachhausen
Riensberg
Bürgerpark
Schwachhausen
Radio Bremen
Barkhof
Gete
Oste-tor
Fesenfeld
Stein-tor
Hulsberg
Peterswerder
Hastedt
Lehe
Lehesterdeich
Horn
Borgfeld
Oberneuland
NV Nord
NV Südwest
NV Südost
Gartenstadt Vahr
Blockdiek
Tenever
Sebaldsbrück
Ellener Feld
Ellenerbrok-Schevemoor
Osterholz
Hemelingen
Arbergen
Mahndorf

Weil sich in den vergangenen Jahren einiges verändert hat. Bis etwa zum Jahr 2000 gingen wir davon aus, dass zum Beispiel junge Leute in der Ausbildung und Zuwanderer zunächst in den preiswerteren Gebieten ansässig wurden, um sich dann, wenn sie eine feste Arbeit gefunden hatten, aus diesen Stadtteilen „herauszuarbeiten“, sich eine gesicherte Existenz aufbauen können. Das ist heute für viele nicht mehr so einfach möglich.

Wieso?

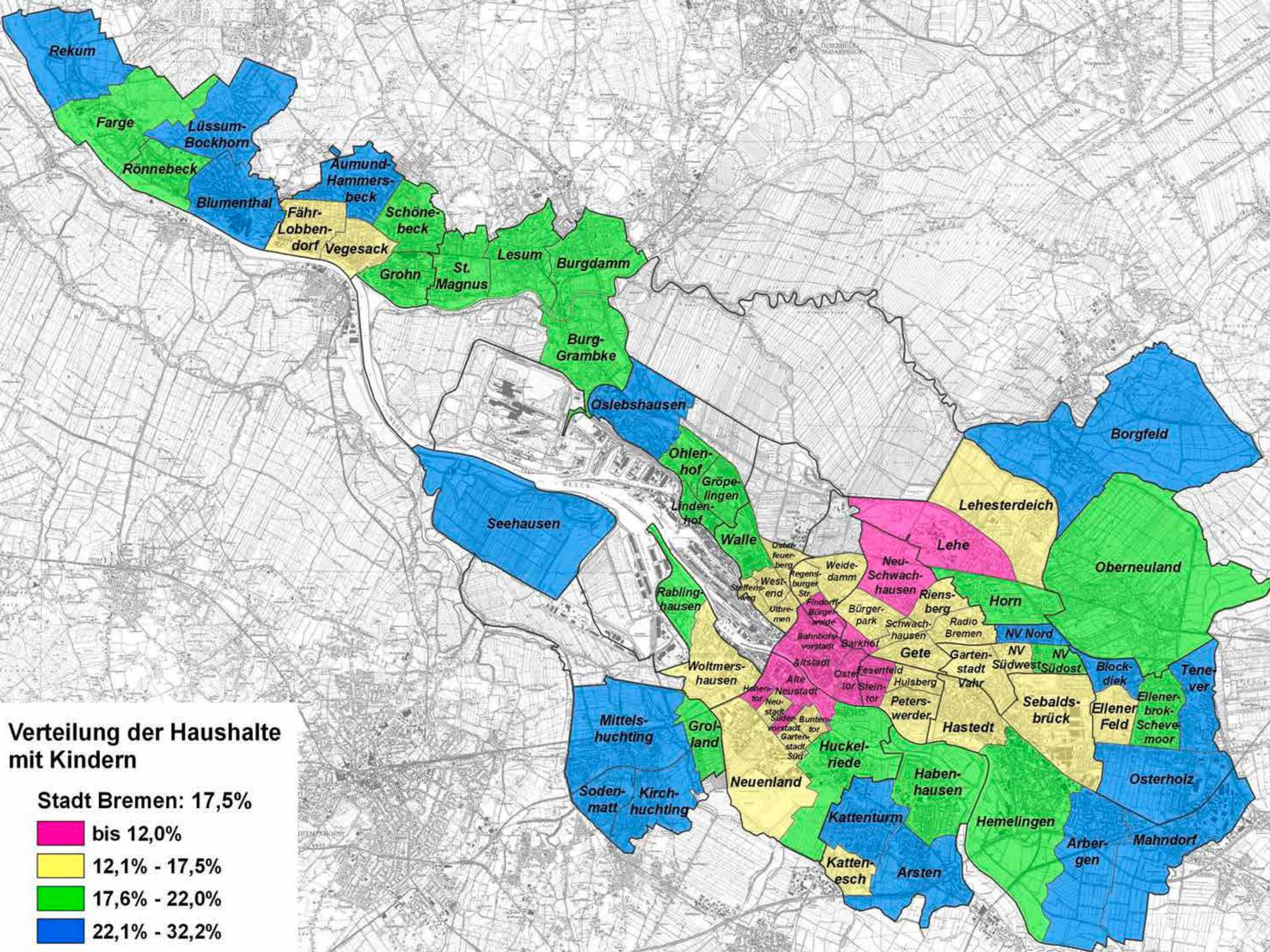
Oftmals reicht ein normaler Lohn in den unteren Einkommensschichten nicht mehr dazu aus, die Familie zu ernähren, geschweige denn sich etwas aufzubauen. Zum Teil müssen zwei, wenn nicht mehr Jobs ausgeübt werden. In der Stadtsoziologie spricht man von der „Spreizung der Gesellschaft“, die zunimmt.

Können Sie das genauer erklären?

Früher galten die sozialen Milieus in der bundesdeutschen Gesellschaft als relativ dicht beieinander, die Abstände zwischen den einzelnen Einkommensgruppen waren nicht so riesig. Die Lebensverhältnisse und die gesellschaftliche Teilhabe hatten sich noch nicht so sehr auseinanderentwickelt, wie das heute der Fall ist. Mittlerweile werden die Abstände immer größer, die Problematik greifbarer, die Spaltung der Gesellschaft sichtbarer – was unter anderem dazu führt, dass viele Menschen, vor allem aus den ärmeren Gebieten, es immer seltener schaffen, ihren Stadtteil zu verlassen.

Gibt es eine Lösung? Man kann doch nicht hingehen und ganze Stadtteile abreißen …

Natürlich nicht, diese Stadtteile haben ja eine wichtige Funktion. Sie sind für eine Stadt wie Bremen eine Art „Durchlauferhitzer“. Stadtteile, in denen die neu Zugezogenen erstmal ankommen, wenn sie noch nicht viel besitzen. Diese „Durchlauferhitzer“ funktionieren, wenn die „Neuen“ nicht ausgegrenzt werden und die erforderliche Unterstützung erfahren. Dann schaffen sie den Aufstieg in bessere Wohnungen im Quartier oder auch in einem anderen Stadtteil. Osterholz-Tenever ist in den letzten Jahren solch ein positives Beispiel. Es gibt aber andere Stadtteile, in denen es genau anders herum ist. Dort fehlt es vor allem an Integrationskraft, zum Beispiel in Form von guten Kindergärten und Schulen.


Verteilung der Haushalte mit Kindern
Stadt Bremen: 17,5%
bis 12,0%
12,1% - 17,5%
17,6% - 22,0%
22,1% - 32,2%
Rekum
Farge
Lüssum-Bockhorn
Rönnebeck
Blumenthal
Aumund-Hammersbeck
Fähr-Lobbendorf
Vegesack
Schönebeck
Grohn
St. Magnus
Lesum
Burgdamm
Burg-Grambke
Oslebshausen
Seehausen
Ohlenhof
Gröpelingen
Lindenhof
Walle
Ostertor
Feuerberg
Weidedamm
Westend
Regensburger Str.
Steffensweg
Utbremen
Findorff
Bürgerweide
Bahnhofsvorstadt
Altstadt
Alte Neustadt
Hohentor
Neustadt
Südervorstadt
Buntentor
Gartenstadt Süd
Ostertor
Steintor
Fesenfeld
Hulsberg
Peterswerder
Rablinghausen
Woltmershausen
Mittelshuchting
Grollland
Huckelriede
Neuenland
Sodenmatt
Kirchhuchting
Kattenturm
Kattenesch
Arsten
Habenhausen
Hemelingen
Arbergen
Mahndorf
Osterholz
Tenever
Ellenerbrok-Schevemoor
Ellener Feld
Sebaldsbrück
Blockdiek
Hastedt
Gete
Bürgerpark
Schwachhausen
Barkhof
Radio Bremen
Riensberg
Neu-Schwachhausen
Lehe
Lehesterdeich
Borgfeld
Oberneuland
Horn
NV Nord
NV Südwest
NV Südost
Gartenstadt Vahr

Auch die ärztliche Versorgung ist zum Teil gravierend schlechter als in besseren Wohnvierteln. Problematisch wird es, wenn es einen großen Anteil von Leuten gibt, die in einen solchen Stadtteil kommen, es aber nicht schaffen, ihr Leben auf eine tragfähige Grundlage zu stellen. Sie bleiben quasi „gefangen“ in Armut. So gibt es in Bremen erschreckend viele Menschen, die seit zehn Jahren oder länger hier wohnen und die noch nie in der Innenstadt waren.

Wie kommt das?

Das liegt an Barrieren. Die können zum einen das fehlende Geld für eine Busfahrkarte sein, zum anderen kann es an persönlicher Unsicherheit liegen, dass man nicht weiß, wie man sich dort verhalten soll. Oder Angst hat, dort „schief“ angeguckt zu werden.

Gibt es aus Ihrer Sicht einen Ausweg aus der Misere?

Es kann nur über gute Bildungseinrichtungen „vor Ort“ gehen und Zugänge zum Arbeitsmarkt. Dazu müssen die entsprechenden Einrichtungen in diese Stadtteile. Das geht los bei Gruppen für Kleinkinder und führt über entsprechende Kindergärten bis hin zu den Schulen. Und diese Einrichtungen müssen besonders gefördert und ausgestattet werden. Das ist auch sozial gerecht, weil diese Stadtteile ja die anderen Gebiete von diesen besonderen Integrationsanstrengungen entlasten. Sonst werden diese Stadtteile immer undurchlässiger und die Spaltung der Stadt vergrößert sich weiter. Diese Entwicklung ist für Bremen von 2007 bis 2010 exakt nachweisbar. Und selbst durch das angebliche „Jobwunder“ in den letzten beiden Jahren hat sich in Bremen der Abstand zwischen den wohlhabendsten und den ärmsten Ortsteilen weiter vergrößert. Die Leute in den durch Armut geprägten Ortsteilen profitieren von dieser Entwicklung kaum.

元
₹
$
Rp
R$

„Bankraub:
eine Initiative von Dilettanten.
Wahre Profis gründen eine Bank.“

Bertolt Brecht

20 WIRTSCHAFT

XETRA-DAX 7.829,32 – 1,03 %

EURO STOXX 50 2.570,76 – 1,25 %

DOW JONES 14.988,55 + 0,38 %

NIKKEI 14.055,56 – 0,31 %

EURO (IN DOLLAR) 1,2959 – 0,46 %

Dax erneut mit Verlust

Gestern gingen die europäischen Börsen wieder auf Talfahrt. Der Dax schloss mit 1,03 Prozent im Minus bei 7829,32 Punkten. Grund war vor allem die Furcht der Anleger vor einem Wiederaufflammen der Schuldenkrise, so Michael Ibron vom Asset- und Portfoliomanagement der Bremer Landesbank. Die Regierungskrise in Portugal und die zähen Verhandlungen der Troika mit Griechenland über die Fortsetzung der Hilfszahlungen drückten die Stimmung ebenso wie enttäuschende Konjunkturdaten aus China. Der chinesische Einkaufsmanagerindex für den Dienstleistungssektor war im Juni auf ein Neun-Monats-Tief von 53,9 Punkten gefallen. Positive Daten wie um ein Prozent zum Vormonat gestiegene Umsätze der Einzelhändler in der Eurozone im Mai und Arbeitsmarktzahlen aus den USA wurden am Markt nicht beachtet.

Michael Ibron

M-DAX 13608,49 –0,99 %

	Dividende	03.07. Schluss	Veränd. in%	12 Monats-Hoch	12 Monats-Tief
Aareal Bank		17,79	±0,00	39,57	12,10
Aurubis	1,55	39,58	–3,06	57,79	37,51
Axel Springer	1,70	32,20	–0,83	38,00	30,90
BayWa	0,65	36,99	–3,14	39,61	28,34
Bilfinger	3,06	70,28	–0,07	82,98	53,34
Brenntag	2,40	115,40	–1,11	132,20	84,82
Calesio	0,50	16,49	0,84	18,05	12,07
Dt. EuroShop	1,20	30,28	–0,33	34,55	28,55
Dt. Wohnen Inh.	0,21	12,86	–1,61	15,80	13,35
Durr	1,13	47,61	0,86	51,75	24,55
EADS	0,60	40,23	–1,94	45,38	24,24
Ehingl/Klinger	0,45	25,35	+0,08	28,78	19,35
Fielmann	2,30	61,10	–1,55	83,85	68,74
Fraport	1,25	46,29	–0,61	47,96	41,51
Fuchs Petrolub Vz	1,30	58,50	–1,07	69,62	51,46
GAGFAH		9,11	–2,73	10,49	7,41
GEA Group	0,59	27,22	–0,66	31,43	20,55
Gerresheimer	0,69	42,59	–1,67	47,00	36,40
Gerry Weber Int.	0,75	33,30	0,28	36,12	30,05
Goldmeister	0,35	16,87	–1,28	22,34	11,00
GSW Immobilien	0,90	28,84	–1,62	33,75	27,75
Hann. Rückvers.	3,00	54,39	+0,07	64,85	48,25
HOCHTIEF	1,00	50,92	–2,11	57,84	34,34
Hugo Boss	2,13	84,37	0,48	94,00	65,00
Kabel Deutschland	1,50	84,00	±0,00	86,23	67,50
Klöckner & Co. SE		8,17	–1,00	11,98	6,49
Krones	0,71	54,44	–2,66	58,77	36,53
KUKA	0,26	33,05	–0,90	38,00	17,82
LEG		39,24	–3,67	46,68	28,68
[illegible]	1,80	37,36	–0,44	46,34	32,41
[illegible]	1,00	94,16	+0,10	99,00	70,39
[illegible]	0,60	24,09	–0,97	27,88	19,52
[illegible]	0,35	73,17	–1,18	79,21	57,88
[illegible]	0,65	27,64	–0,22	29,58	17,49
[illegible]	0,07	34,97	+0,10	34,99	19,22
[illegible]	3,00	216,55	–0,21	241,40	209,05
[illegible]	2,70	253,00	±0,00	269,15	179,55
[illegible]	1,80	35,35	1,97	43,75	31,20
[illegible]	0,25	17,65	–1,24	20,75	14,41
[illegible]	0,35	25,16	–0,49	41,34	24,61
[illegible]	0,30	22,22	–4,04	35,64	22,04
[illegible]		5,70	+1,48	5,72	3,33
[illegible]	0,50	32,19	–0,84	34,87	21,10
[illegible]	0,70	73,92	–0,46	74,24	53,56
[illegible]	0,65	30,82	–1,24	35,61	22,39
[illegible]	0,91	8,26	–1,67	9,00	5,30
[illegible]	2,00	22,80	–0,65	24,50	18,01
[illegible]		9,39	–0,77	9,83	5,41
[illegible]	1,40	37,23	0,65	39,37	30,40
[illegible]		31,42	–1,43	38,19	30,40
[illegible] Chemie		37,00	–1,33	38,50	30,00

WEITERE DEUTSCHE AKTIEN

	Dividende	03.07. Schluss	Veränd. in%	12 Monats-Hoch	12 Monats-Tief
Ahlers St	0,60	10,47	0,09	12,00	9,16
Allgeier	0,50	11,85	–4,44	13,20	9,33
Asian Bamboo		2,11	–3,31	9,69	1,80
Augusta Techn.	0,40	23,49	±0,00	25,84	22,00
Beate Uhse		0,69	–1,14	1,28	0,40
centrotherm photov.	0,70	1,20	+0,08	2,75	0,41
Colonia Real Estate		4,61	+2,40	5,08	2,63
Conergy konv.		0,35	2,22	0,52	0,20
Constantin Medien		1,41	–0,29	1,92	1,34
CropEnergies	0,14	6,19	0,65	6,41	4,10
Deutsche Postbank	1,00	32,10	–0,31	39,22	27,17
Douglas Hold.		39,27	+0,36	39,40	21,00
elexis	0,15	25,34	–0,39	27,10	21,05
Elmos Semic	0,25	8,15	–4,11	8,98	5,57
EnviTec Biogas	1,00	7,00	±0,00	9,00	5,67
Eurokai	1,00	18,00	–0,66	24,29	17,34
Gigaset		0,73	+1,81	1,00	0,59
HCI Capital		0,53	–0,19	0,66	0,32
Heidelberger St		1,79	+3,90	1,97	1,68
Hoff & Wessel	0,10	0,38	+46,15	2,18	0,28
Homag Group	0,25	13,71	–0,29	15,00	9,28
IKB Dt. Industriebk.		0,55	+2,23	0,79	0,16
IVG Immobilien		0,22	–5,27	3,53	0,22
KSB Vz	12,26	428,88	–0,14	476,95	346,05
Loewe		2,05	–2,93	5,19	1,22
Manz		30,43	1,23	35,65	15,00
Marseille-Kliniken	0,17	4,45	+3,84	5,80	2,51
Medigene Na		0,91	–0,66	1,47	0,75
Medion	0,80	16,14	+0,86	16,06	15,10
Mensch&Maschine	0,20	4,80	–0,21	5,60	4,03
MPC Münchmeyer		1,08	+0,75	9,39	1,04
Mühlbauer Hold.	1,00	18,90	–0,03	24,30	16,44
Phoenix Solar		1,38	–1,59	1,78	0,91
Porsche SE	2,01	58,51	–2,48	67,05	38,84
Roth & Rau		7,36	+4,72	21,00	6,52
Schuler	0,11	22,58	–1,40	24,00	15,67
Singulus		1,28	0,03	2,11	1,03
SolarWorld	0,09	0,44	+7,07	1,86	0,38
technotrans	0,12	8,43	–1,44	10,58	6,31
Telegate	0,35	8,18	–0,24	10,12	5,45
Teresa Material	3,90	60,70	–0,89	67,60	48,25
VBH Holding		2,66	–2,27	3,38	2,14
Volkswagen	4,03	148,88	0,67	179,55	107,43
Wacker Chemie		2,62	–0,52	3,87	1,60
WCM Beteil.u.Grund.		0,19	0,61	0,67	0,07
Westag + Getzel	1,00	19,02	–1,61	19,47	13,69
AES Automotive	0,10	91,65	+0,05	94,00	50,20
KMF Vz	1,00	41,95	–0,12	44,90	31,34

REGIONALE AKTIEN (AUSWAHL)

	Dividende	03.07. Schluss	Veränd. in%	12 Monats-Hoch	12 Monats-Tief
Aleo Solar		4,17	–7,18	16,87	1,64
Berentzen-Gr. Vz	0,15	5,15	+0,29	6,36	4,44
Brem.Lagerhaus	0,40	8,79	+3,18	10,00	5,14
Brem.Straßenbahn	0,26	122,00	±0,00	125,19	85,00
Brilliant		37,00	±0,00	43,20	23,30
Energiekontor	0,16	4,41	±0,00	5,12	4,40
Frosta	0,75	15,09	–0,07	17,19	14,45
Jean Pierre Rosselet		1,11	±0,00	1,56	0,85
Mevis Medical Sol.		10,03	4,44	11,48	5,28
Norddt. Steingut	0,20	10,40	+1,22	10,70	6,13
OHB	0,37	17,15	+2,57	17,15	12,80
Oldenb.Landesbank	0,25	22,05	±0,00	27,00	17,50
PNE Wind	0,10	2,60	–1,69	2,88	1,22
Sloman Neptun		38,44	±0,00	39,10	34,91

TEC-DAX 944,96 –0,77 %

	Dividende	03.07. Schluss	Veränd. in%	12 Monats-Hoch	12 Monats-Tief
ADVA Optical Net.		3,72	–2,08	5,42	3,45
Axtron SE		13,03	+1,52	13,89	8,38
BB Biotech		95,40	–1,06	98,28	65,90
Bechtle	1,00	34,80	–0,98	39,30	26,75
Cancom	0,35	17,77	–1,21	19,30	10,65
Carl Zeiss Meditec	0,40	25,20	–0,61	26,72	17,68
Dialog Semicond.		10,19	–3,23	17,59	8,44
Drägerwerk Vz	0,92	99,69	–0,56	107,45	68,60
Drillisch	1,30	13,07	–0,69	16,05	7,14
Euromicron	0,30	14,38	–0,99	21,41	13,63
Evotec		2,52	–3,53	3,07	2,06
freenet	1,35	16,95	–0,29	19,64	11,40
Jenoptik	0,18	9,21	–0,14	10,20	4,98
Kontron	0,04	3,46	–0,66	5,28	3,11
LPKF	0,25	12,37	–1,04	12,61	5,88
MorphoSys		45,39	+0,96	45,61	17,60
Nordex SE		5,19	–3,12	5,64	2,57
Pfeiffer Vacuum	1,45	77,94	–2,68	98,82	72,00
PSI	0,30	14,59	–0,85	17,48	14,20
QIAGEN		15,08	–1,92	16,77	13,04
QSC	0,09	2,95	+2,26	2,95	1,98
Sartorius	0,96	78,69	–2,60	91,46	50,64
SMA Solar Technol.	0,60	20,26	+1,30	29,90	15,61
Software	0,46	22,78	–0,87	35,45	21,80
Stratec Biomed.	0,56	33,12	–0,84	40,00	28,71
Süss Microtec		7,45	–3,03	10,34	6,75
Telefonica Deutschl.	0,49	5,45	+0,24	6,51	5,30
United Internet	0,30	22,08	–0,00	23,39	13,30
Wirecard	0,11	20,87	–0,43	22,47	15,25
Xing	0,58	49,16	–3,49	58,30	33,34

S-DAX 5778,28 –0,65 %

	Dividende	03.07. Schluss	Veränd. in%	12 Monats-Hoch	12 Monats-Tief
Air Berlin PLC		1,94	+0,67	2,75	1,33
Alstria Office	0,50	8,40	0,12	10,21	7,86
Amadeus Fire	2,95	44,39	+0,20	51,84	32,61
Balda	2,00	3,90	–1,33	5,28	2,80
BAUER	0,30	18,75	+0,84	23,79	16,01
Bertrandt	0,50	80,53	–1,44	91,00	44,30
Bijou Vz	0,05	53,15	0,24	59,91	31,21
C.A.T. OIL	0,50	12,07	0,84	13,35	8,00
CENTROTEC	0,75	14,01	+0,19	14,85	11,31
CEWE Color	1,40	44,25	–1,12	51,23	38,01
comdirect bank	0,46	7,35	–1,77	8,69	6,00
CTS Eventim	0,57	30,90	+0,23	35,00	21,47
Delticom	1,80	37,08	–2,06	40,39	30,29

DAX 30

(* auch im Euro Stoxx 50)	Dividende
Adidas	1,35
Allianz SE *	4,50
BASF *	2,80
Bayer *	1,30
Beiersdorf	0,75
BMW St. *	2,20
Commerzbank	
Continental	2,50
Daimler *	2,50
Deutsche Bank *	
Deutsche Börse	
Deutsche Post	
Deutsche Telekom *	
E.ON *	
Fresenius Med. Care	
Fresenius SE&Co	
HeidelbergCement	
Henkel Vz	
Infineon	
K+S	
Lanxess	
Linde	
Lufthansa	
Merck	1,25
Münchner Rück *	2,70
RWE *	2,00
SAP *	
Siemens *	2,70
ThyssenKrupp	
Volkswagen Vz *	

EURO STOXX 50

(ohne deutsche Index

Air Liquide
Anh.-Busch Inbev
ArcelorMittal
ASML Hold.
Ass. Generali
AXA
Banco Santander
BBVA
BNP Paribas
Carrefour
CRH
Danone
Enel
ENI
Essilor Intern.
GDF Suez
Iberdrola
Inditex
ING Groep
Intesa Sanp.
L'Oréal
LVMH
Orange
Philips Elec
Repsol YPF
Sanofi S.A.
Schneider El.
Soc. Général
St. Gobain
Telefónica
Total
Unibail-Rodam.
UniCredit
Unilever N.V.
VINCI
Vivendi

Baby bitte mach dir nie mehr Sorgen um Geld …

Text: Christian Rittershofer

Schön wär's, werden sich viele beim Hören dieses Liedes denken, denn irgendwie hätten ja die meisten von uns gerne mehr davon.

Zu Zeiten der Tauschwirtschaft war die Erfindung des Geldes eine sinnvolle Sache. Ein allgemein anerkanntes, beliebig teilbares und vor allem haltbares Tauschmittel bot zunächst einmal für alle Beteiligten nur Vorteile. Niemand muss sich mehr überlegen, wie er überschüssiges Getreide haltbar einlagert oder wie die Kuh zerteilt werden muss, um sie gegen zwei Säcke Kartoffeln, fünf Gurken und ein Fass Wein einzutauschen.

Somit war es schon nachvollziehbar, dass sich unsere Vorfahren mit Zahlungsmitteln wie Muscheln oder Kaurischnecken das Leben erleichtert haben. Doch seit der Erfindung des Münzgeldes durch die Lyder im 7. Jahrhundert vor Christus hat sich dann doch noch mal einiges verändert.

Rund ums Geld ist eine gigantische Jobmaschinerie entstanden. Laut Handelsblatt erwirtschaftet der Finanzdienstleistungssektor der Europäischen Union mehr als 600 Milliarden Euro Bruttowertschöpfung – immerhin 6 Prozent der gesamten EU-Wirtschaftsleistung – und beschäftigt rund zehn Millionen Menschen, also etwa 4,5 Prozent der Erwerbstätigen der Europäischen Union. In Deutschland erwirtschaften rund 1,5 Millionen gut ausgebildete Finanzmarktakteure circa fünf Prozent des Bruttoinlandsproduktes.

Rund ums Geld ist eine gigantische Jobmaschinerie entstanden.

Es wird deutlich: Im Finanzdienstleistungssektor wird gut verdient und gut gezahlt. Die Ware ist das Geld selbst. Damit wurde der ursprüngliche Zweck des Geldes um eine zusätzliche Dimension erweitert. Der Tauschvorgang „Geld gegen Ware" wurde ergänzt um den Tauschvorgang „Geld gegen Geld". Man denke nur an den Handel mit Aktien, Devisen oder an obskure Finanzderivate wie Swaps, Options oder Futures. Der Preis fürs Geld ist der Zins. Zinsen sind übrigens mitverantwortlich dafür, dass die Wirtschaft „wachsen" muss. Wie sonst könnte sich ein Unternehmen heute 9 Euro leihen und später 10 zurückzahlen, wenn nicht über eine wie auch immer geartete Form der Wertschöpfung? Der Kreditgeber freut sich über den leicht verdienten, zusätzlichen Euro, denn er hat sein Geld für sich arbeiten lassen, wie man so schön sagt. Tatsächlich? Oder sind es am Ende nicht doch meistens Menschen, die - zu welchen Konditionen auch immer - arbeiten?

Einkünfte aller Art erfreuen übrigens auch den Staat, denn sie bilden eine Grundlage für Steuern, die der Fiskus zunächst erhebt, und anschließend – beispielsweise für den Straßenbau oder zur Bankenrettung – wieder in den Wirtschaftskreislauf zurückpumpt. Fehlen dem Staat zur Erfüllung seiner Aufgaben die nötigen Mittel, muss er sich – etwa durch die Ausgabe von Staatsanleihen – Geld borgen. So entsteht die Staatsverschuldung. Laut dem Bund der Steuerzahler hat die Verschuldung der öffentlichen Hand in Deutschland 2012 die surreale Summe von über 2 Billionen Euro (genau 2065 Milliarden Euro) erreicht. Dies sind über 25000 Euro Schulden pro Kopf. Allein die Zinsen, also die jährlichen Kosten für die Staatsverschuldung, lagen

2012 bei satten 54,5 Milliarden Euro. Da fragt man sich schon, wie das jemals zurückgezahlt werden soll.

Dies gilt insbesondere vor dem Hintergrund, dass zukünftige staatliche Verpflichtungen eher zu- als abnehmen werden. Die Beiträge zur Sozialversicherung hängen vom Einkommen ab und sind derzeit untrennbar an den Faktor Arbeit gekoppelt. Angesichts unserer alternden und von niedrigen Geburtenraten geplagten Gesellschaft kommen mit den Jahren auf eine abnehmende Zahl junger Erwerbsfähiger immer mehr Leistungsempfänger. Um einer drohenden Altersarmut zu entgehen und nicht bis 100 arbeiten zu müssen, sorgen diejenigen, die es sich leisten können, privat vor. Sie zahlen fleißig in ihren Riester-Rentenvertrag, kaufen Staatsanleihen oder schließen für ihre Kinder Bausparverträge ab. Doch die späteren Geldzahlungen im Alter müssen ja irgendwie erwirtschaftet werden und das klappt eben nur dann, wenn Gewinne erzielt werden. Auch so mancher Kapitalismuskritiker dürfte daher leise fluchen, wenn er in der Mitteilung seiner Versicherung lesen muss, dass die Garantieverzinsung seiner eigenen Altersvorsorge aufgrund schlechter konjunktureller Rahmenbedingungen herabgesenkt wurde.

Für den modernen Menschen ist es schwierig, sich dem Zwang zur Profitabilität zu entziehen, denn letztlich sind wir fast alle ein fester Bestandteil der Marktwirtschaft. Wer nicht reich ist, muss arbeiten, um Geld zu verdienen. Dies gilt auch in Zeiten von Shareconomy und Internet-Tauschbörsen. Für manche spielt es keine große Rolle, womit sie ihren Broterwerb bestreiten. Die Frage, ob durch den Einsatz der eigenen Arbeitskraft auch etwas Sinnvolles für die Allgemeinheit geschieht, stellt sich für sie nicht. Hauptsache, die Kasse stimmt. Andere dagegen sind gerne bereit, für höhere ethische Zwecke auf ein hohes Gehalt und gesellschaftlichen Status zu verzichten. Dies gilt unter anderem für viele soziale Berufe, die angesichts ihrer wichtigen sozialen Bedeutung völlig unterschätzt und mangels monetärem Wertschöpfungspotential (noch) viel zu schlecht bezahlt sind.

Das System der Marktwirtschaft funktioniert nicht zuletzt auch deswegen, weil es dank raffinierter Marktstrategien und Werbekampagnen möglich ist, Menschen Dinge zu verkaufen, die sie eigentlich nicht (mehr) brauchen. Dies hat auch mit schwerfälligen Markt- und Unternehmensstrukturen zu tun, die gelegentlich dazu neigen, den Status quo eher zu betonieren, statt sinnvolle Innovationen zügig auf den Markt zu bringen. Wie sonst lässt es sich erklären, dass es noch immer keine massentauglichen Öko-Autos auf dem Markt gibt?

Für manche spielt es keine große Rolle, womit sie ihren Broterwerb bestreiten

Es stellt sich damit auch die Frage, ob sich globale Probleme wie soziale Ungleichheiten, Umweltzerstörung sowie ausufernde Finanz- und Schuldenkrisen allein durch „den Markt“, also das ungezügelte Kräftespiel von Angebot und Nachfrage, lösen lassen. Natürlich müssen Unternehmen Ideen haben und Geld

verdienen, um im zunehmenden internationalen Wettbewerb zu bestehen. Doch wenn alle unternehmerischen Entscheidungen ausschließlich dem Dogma der Gewinnmaximierung folgen, fehlt den Wirtschaftssystemen des 21. Jahrhunderts eine wesentliche ethische und ökologische Komponente. Letztlich können diese komplexen Fragestellungen nur auf internationaler Ebene gelöst werden, was die Sache nicht gerade beschleunigt.

Wie sonst lässt es sich erklären, dass es noch immer keine massentauglichen Öko-Autos auf dem Markt gibt?

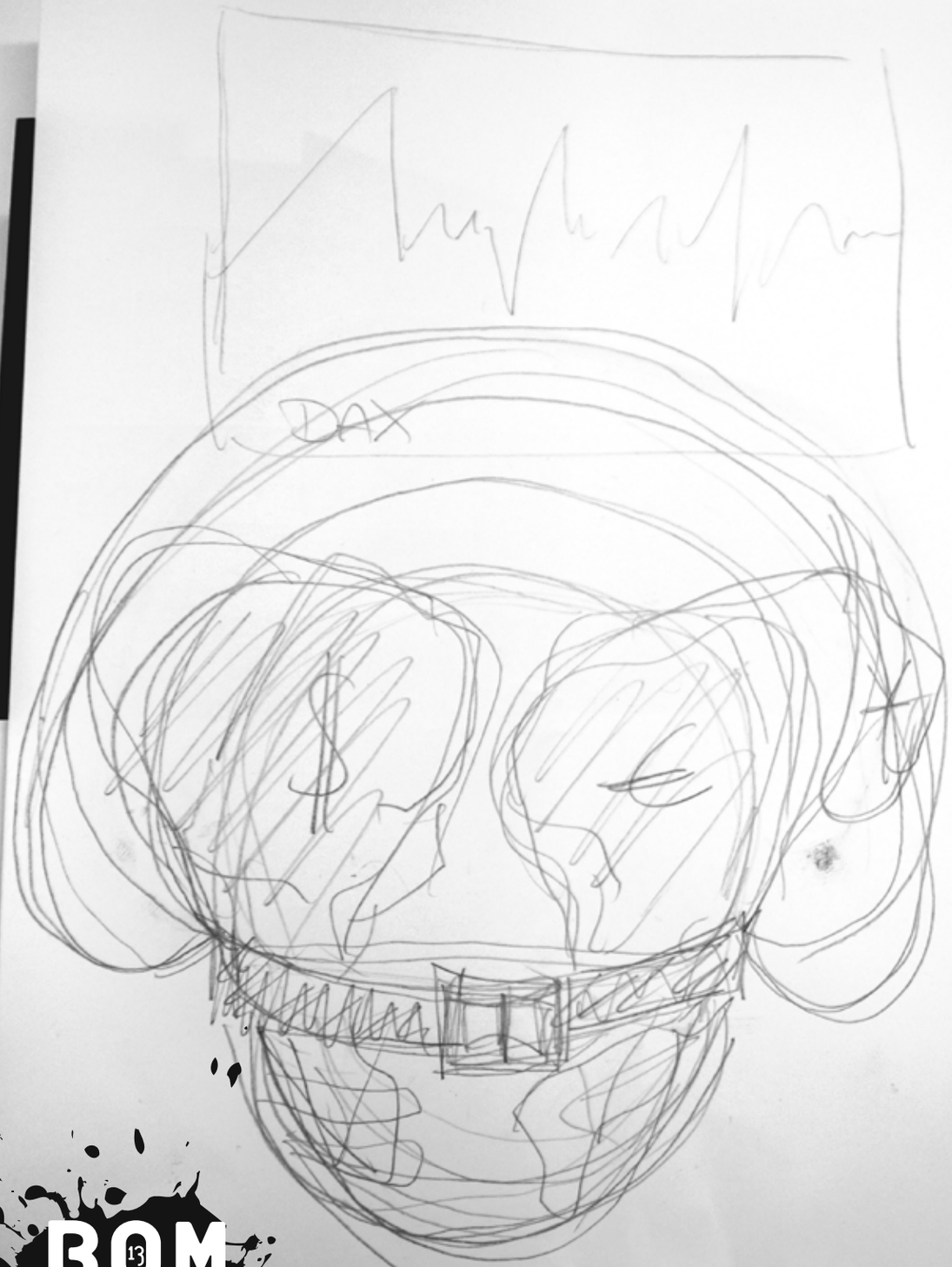
Auch fehlen derzeit noch nachhaltige Lösungsansätze zum Umgang mit globalen öffentlichen Gütern, also nicht durch Eigentumsrechte geschützten Gütern, die letztlich allen Menschen gleichermaßen gehören. Hierzu zählen etwa eine intakte Umwelt, Frieden, Wissen und Informationen sowie Fairness und Gerechtigkeit. Ein möglicher Schritt zu einer modernen Marktwirtschaft ist die Entwicklung der „Green Economy“, also einer an ökologischen und sozialen Belangen orientierten Wirtschaftsweise. In diesem Bereich könnte ein wirklich sinnvolles und nachhaltiges Wirtschaftswachstum möglich sein, das letztlich dem ganzen Planeten zugute kommt. Denn weltweit leben noch immer 2,5 Milliarden Menschen von weniger als 2 Dollar am Tag und das Erdklima wird auch nicht gerade kühler.

Fest steht, dass alle Menschen Geld zum Leben brauchen. Die große Herausforderung ist es nun, Antworten auf die Frage zu finden, wie die Märkte im 21. Jahrhundert funktionieren müssen, um die Zukunftsfähigkeit aller Menschen in einer intakten Umwelt auf eine gerechte und ressourcenschonende Weise zu sichern.

Beruhigend mag in diesem Zusammenhang vielleicht der Gedanke sein, dass die wirklich wichtigen Dinge im Leben – nämlich Gesundheit, Glück und Liebe – immer noch kostenlos sind. Man muss zwar etwas dafür tun, aber mit Geld kaufen kann man sie nicht.

„Das Finanzamt hat mehr Männer zu Lügnern gemacht als die Ehe."

Robert Lembke

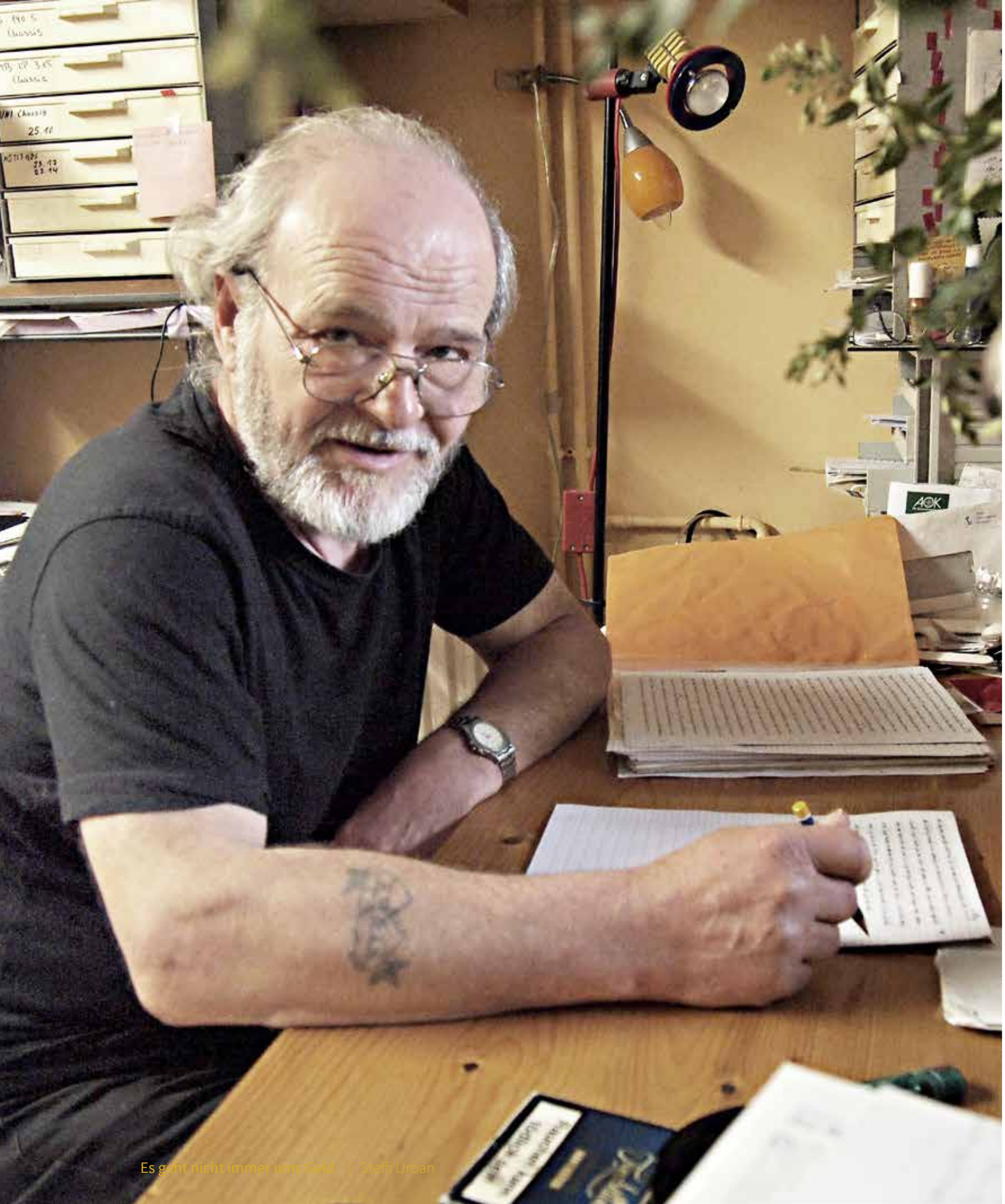


- Aktien
- DAX
- Währung
- Politisch
- Wirtschaftskrise
- Entwertung
- Inflation
- € ¥ $ Yen
- Papier £
- Kupfer
- Macht
- Sorgen
- Sorglos
- Bestechung
- Kredit

Das ist das Geldes nicht Wert.

Es geht nicht immer ums Geld

Text: Steffi Urban



Hardy brennen 67 Jahre auf der Seele. 67 Jahre geprägt von Gewalt, Verlust, ein paar glücklichen Wendungen und vielen Schicksalsschlägen. Das alles bringt Hardy nun akribisch zu Papier. „Es handelt sich um eine biographische Familiensaga in mehren Bänden, um eine Kindheit und Jugendzeit zu verarbeiten, die sich keiner wünschen würde“, schreibt er in der Vorschau zu Band 1. „Mein erstes Buch ist als Rohmanuskript fertig, ich kann es aber aus finanziellen Gründen leider noch nicht veröffentlichen“, bedauert Hardy. Jetzt nähert er sich bereits dem Ende des zweiten Teils. Doch seit ein paar Wochen liegt das Manuskript unberührt da. „Ich habe regelrecht Angst davor, weiter zu schreiben, alles sträubt sich dagegen“. In seiner Lebenschronik – Zeile für Zeile in akkurater Schönschrift auf A4-Papier geschrieben – steht er vor dem Ereignis, das 1974 „alles verändert hat“.

Hardy ist kein Schriftsteller. „Ich bin ein sehr guter Verkäufer“, sagt er von sich. Und verkauft hat er in seinem Leben einiges – Fernseher, neue und gebrauchte, „weiße Ware“ wie Kühlschränke und Modellautos aus den 50er Jahren – und dabei auch „mächtig Umsatz gemacht“. Seit ein paar Monaten lebt er wieder in Bremen

und verkauft die „Zeitschrift der Straße“ – ein Obdachlosen-Magazin. „Davor war ich lange im Ausland, rund 30 Jahre“, sagt Hardy und schweigt bedeutungsschwer. Die Augen blitzen spitzbübisch, er wartet geduldig auf die Frage: „Wo denn im Ausland? Hardy antwortet: „In Nordhessen.“ Die Pointe sitzt, Hardy reibt sich grinsend die Hände.

Die Fröhlichkeit, mit der Hardy berichtet, steht in krassem Gegensatz zu dem, was er erzählt. 2012 wieder in Bremen angekommen, trägt er nichts außer einem Koffer und einer Reisetasche bei sich und erhält lediglich eine Minirente. Der Winter kommt. Ihm fehlen warme Sachen und ein Dach über dem Kopf. Hardy landet im Obdachlosenheim – und bekommt den Ratschlag, doch betteln zu gehen. „Ich habe es probiert und mich so geschämt. Das ist ein Scheißgefühl.“ Seit er die Straßenzeitung verkauft, fühlt er sich wieder als gleichwertiger Mensch, ist im Gespräch mit den Leuten. „Ich komme ja aus dem Kundendienst, bin immer freundlich, habe gute Manieren, ganz die alte Schule eben, selbst wenn keiner was kauft. Es geht eben nicht immer ums Geld.“

Seinen „Verkaufsstand“ baut er tagtäglich vor verschiedenen Supermärkten auf. In einem großen Reisekoffer liegen die Ausgaben fein säuberlich sortiert. Jedes Heft, wetterfest in Folie eingeschlagen, ziert ein Stempel für Nachbestellungen mit zwei Herzen, Hardys Namen und seiner Telefonnummer. Ein Plüschtier, ein Hocker und ein Sonnenschirm lassen in seinem Freiluftladen Gemütlichkeit aufkommen. Und seine Kunden? Die mögen ihr Bremer Original. „Der Verkäufer Hardy ist ja auch ein Ultra-Gewinn für Sie!!“, schreibt jemand auf der Webseite der „Zeitschrift der Straße“.

Hardy ist zufrieden mit diesem Job. „Das ist jetzt meine Arbeit“, sagt er mit Nachdruck. Ebenso wie sein kleiner Lieferservice. Wer seine schweren Einkäufe nicht nach Hause schleppen will, kann Hardy anrufen. Er bringt sie dann mit seinem Wagen vorbei. Gearbeitet hat Hardy ein Leben lang.

Er kommt 1956 mit zehn Jahren nach Bremen. „Ich habe schon als Kind gern Sachen repariert. Radios, Telefone“. Mit 15 steht für ihn fest. „Ich werde Fernsehmechaniker“. Doch der brutale Vater – Hardy schreibt von „hasserfüllten Gewaltorgien“, denen er nur knapp lebend entkommen ist – macht ihm einen Strich durch die Rechnung. Die Bilanz seiner Jugend: „Ich bekam mehr Prügel als Essen“. Dann die Befreiung. Hardy kann sich mit 16 Jahren körperlich wehren – und wehrt sich. Er verlässt daraufhin sein Zuhause, fährt zur See. „Das war wie eine Erlösung, ich war frei, weg von dem Tyrannen.“ Nach zwei Jahren wird er krank, es ist das Ende seiner Zeit auf See. Zurück in Bremen wird ihm, wie er sagt, ein „Traumjob als Fernsehmechaniker angeboten“. Nun ist es die Bundeswehr, die ihm einen Strich durch die Rechnung macht. Im Briefkasten liegt der Einberufungsbescheid. Nach der Armee geht es aber doch stetig aufwärts. Irgendwann hat Hardy seinen eigenen Fernsehladen in Bremen. „Der ist schnell zu klein geworden.“ Hardy verdient damals Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre gutes Geld. Wie viel, will er nicht sagen. Er redet nicht gern über Geld. Egal, ob er viel verdient hat oder sich mit wenig durchschlagen musste. „In schlechten Zeiten kann ich auch von Kartoffelsuppe leben, kann mit sehr wenig auskommen und gut improvisieren“, sagt er nur. Improvisieren muss er dann auch, als es mit dem Geschäft das erste Mal den Bach runtergeht, er sich wieder finanziell aufrappelt – und das zweite Mal rote Zahlen schreibt. „Ich habe meinen Laden dann

vermietet. Wenn die Leute erst einmal das Vertrauen verloren haben, der Ruf dahin ist, kannst du nichts mehr machen."

„Das ist alles ganz genau in der Familiensaga nachzulesen", sagt Hardy und verschafft sich eine kleine Verschnaufpause von seinen Erinnerungen. Seine Geschichte steuert auf das Jahr 1974 zu und das Ereignis, das alles verändert hat. Er steht von seinem Schreibtischstuhl auf, geht in die Küche, Kaffee kochen.

Hardy hat das Obdachlosenheim inzwischen hinter sich gelassen. Er wohnt jetzt in einem verlebten Souterrain. Die Küche ist mit allem möglichen Kram und einer Kochplatte zugestopft. Der Flur ist gleichzeitig Dusche und Toilette. Das Wohn- und Schlafzimmer ist dafür umso heimeliger – mit viel Liebe zum Detail eingerichtet. In dem gerade einmal zwölf Quadratmeter großen Raum stehen überall Blumen, frische Blütenblätter liegen in einer Schale, an den Wänden hängen Bilder und Postkarten, es gibt einen Buddha-Schrein ohne Buddha und Weihnachtsdeko. „Hab ich alles gefunden oder geschenkt bekommen." Gäste können bequem in einem Sessel versinken. Das Bett steht auf 1700 Schallplatten. „Da ist alles dabei, von Klassik über Rock bis Schlager. Ich schlafe auf Musik", sagt Hardy nicht ohne Stolz. Es ist der einzige Besitz neben seinem Auto, der ihm aus besseren Zeiten geblieben ist. Jetzt sitzt er an seinem Schreibtisch direkt vor dem Fenster. Die stehen an diesem drückend heißen Sommertag sperrangelweit auf. Hardy trinkt Kaffee, viel Kaffee, bietet Waffeln, Saft und Schokoriegel an. „Ich hab es gern gemütlich und muss mir immer ein Nest bauen. Und gutes Essen ist mir wichtig", sagt er, überreicht eine selbstgemachte Holunder-Marmelade und fügt hinzu: „Letztens habe ich sogar eine Marmelade mit Rosenblütenblättern gemacht".

Ein bisschen wirkt Hardy mit seinem weißgrauen Bart und der Tätowierung auf dem Arm – zwei Herzen als Erinnerung an eine alte Jugendliebe – wie aus dem Hemingway-Roman „Der alte Mann und das Meer entstiegen": Ein alter, gezeichneter Seewolf, 67 Jahre alt, zweimal verheiratet, sechs Kinder. Wenn er seine Zeitungen verkauft, sitzt immer die Seemannsmütze auf dem Kopf. „Viele nennen mich auch einfach Käpt'n." In seinem Zuhause, aus dem er bald schon wieder ausziehen muss, trägt der Käpt'n jetzt Brille statt Mütze und blättert in seinem Leben.

Am 22. November 1974, Hardy ist 28 Jahre alt, wird er zusammengeschlagen. So schwer, „dass ich die Erde von oben gesehen habe. Bis heute weiß ich nicht den Grund für diesen Angriff.“ Was er weiß: „Das hat alles verändert“. Hardy schildert, dass er nach dem Angriff in die Neurochirurgie eingeliefert wurde, klinisch tot war. „Als Krüppel wurde ich entlassen, rechtsseitig gelähmt, die Sprache war weg. „Zwei Möglichkeiten boten sich damals: Entweder der Strick oder der Rollstuhl.“ Hardy hat sich für das Kämpfen entschieden. Ein Jahr nach der Attacke heiratet er, wird Vater. Die Schmerzen bleiben, bis heute. Aber die Sprache kommt wieder, die Lähmung verschwindet über die Jahre. Was kommt, sind dafür private Probleme. Hardy lässt sich hängen. Ein Autounfall wirft ihn dann auch gesundheitlich wieder zurück. Es folgt eine Kur in Bad Wildungen in Nordhessen. „Tolle Gegend“, sagt Hardy. Kurze Zeit später wird das seine neue Heimat. „Ich wollte aus Bremen weg.“ Mit der Familie zieht er um. „Wir hatten auch zu dieser Zeit einen guten Lebensstandard, ich habe geackert, Modellautos gebaut und exportiert. Es hat Spaß gemacht, ich wusste ja, wofür ich es tue, für die Familie“. Doch hinter den Kulissen bröckelt die scheinbar heile Familienwelt.

In Hessen kommt es zum endgültigen Bruch mit den Kindern. Es geht sogar soweit, dass nach dem Tod seiner Frau die Kinder das Haus erhalten und er mit nichts dasteht. Daraufhin beginnt er zu schreiben, ein Gedicht für seine Töchter, die er trotz der Streitigkeiten sehr vermisst. Für die Recherche zu seiner Familiensaga kommt Hardy zurück nach Bremen. Seine Sachen bleiben vorerst in Hessen. Doch als er sie holen will, ist alles weg. Auch seine Modellautos mit hohem Sammlerwert. „Damit hätte ich auch in Bremen einen guten Start hinbekommen.“ In seinem Prolog zu Band 1 schreibt Hardy: „Es kam anders, mich ereilte ein ungeahntes Schicksal, zwar lebe ich noch, doch ist es mehr ein vegetieren … alles ging verloren.“

„Jetzt wünscht er sich ausreichend Geld, um seine Familiensaga drucken zu lassen – und ein dauerhaftes Zuhause. „Ich dachte schon, ich hätte es gefunden“, sagt Hardy und schaut sich in seinem Souterrain um, das er wieder verlassen muss. Er ist auf Wohnungssuche und hat „so ´nen Hals“. „Ich muss mir von Vermietern vorrechnen lassen, wie viel Geld ich habe und wovon ich leben kann. Ohne dass die wissen, wie viel Geld ich überhaupt zur Verfügung habe. Woher wollen die wissen, was ich brauche“. Hardy schnaubt empört. „Mit wenig Geld“, sagt Hardy, „wird man schnell abgestempelt.“ Nach 60 erfolglosen Wohnungsbesichtigungen kommt er sich wie ein Aussätziger vor. Doch er gibt nicht auf. Als er kaum noch damit gerechnet hat, flattert ihm der Mietvertrag für eine 80 Quadratmeter große Wohnung ins Haus. „Dort habe ich sogar eine Terrasse, die ist total verwildert. Aber ich darf sie so herrichten, wie ich möchte“. Hardy strahlt. Ob er manchmal den Zeiten, als alles einfacher war hinterher trauert? „Klar denke ich schon manchmal zurück, aber wenn ich jetzt jemanden mit einem dicken Auto vorbeifahren sehe, werde ich nicht wehmütig.“ Was ihn viel mehr schmerzt, ist seine Gutgläubigkeit und sein blindes Vertrauen. „Das hat mich dahin gebracht, wo ich heute bin. Das tut weh.“

„Eine Regierung muss sparsam sein, weil das Geld, das sie erhält, aus dem Blut und Schweiß ihres Volkes stammt. Es ist gerecht, dass jeder einzelne dazu beiträgt, die Ausgaben des Staates tragen zu helfen. Aber es ist nicht gerecht, dass er die Hälfte seines jährlichen Einkommens mit dem Staate teilen muss.“

Friedrich II. der Große

Geld. Musik. Leidenschaft.

„Ein reicher Mann ist oft nur ein armer Mann mit sehr viel Geld“
(Aristoteles Onassis)

Text: Lasse Timm

Geld „Money“ (Pink Floyd) braucht jeder. Zunächst zur sogenannten Existenzsicherung – Wohnen, Gesundheit und Ernährung. Dann kommt all das eigentlich Überflüssige – der Luxus. Ich habe meine Lohnarbeit bewusst runtergeschraubt, um Zeit zum Leben und für die Musik zu haben. Ein teurer „Luxus“ (Herbert Grönemeyer), denn wenn die Fixkosten bezahlt sind, fängt das Geldverdienen ja eigentlich erst an Spaß zu machen und Sozialarbeiter werden sowieso unterbezahlt! Da muss man aufpassen im finanziellen Gleichgewicht zu bleiben und nicht in die „Schuldenfalle“ (Tapete) zu treten, sonst heißt es schnell „Knietief im Dispo“ (Fehlfarben). Dafür bin ich an der Spitze von Maslows Bedürfnispyramide angesiedelt: Selbstverwirklichungsmilieu. Wenn man etwas hat, das einem Spaß macht und Prioritäten setzt, kann man sich also in gewisser Weise vom Geld freikaufen!?

Seit neun Jahren sind die Mad Monks, bei denen ich Trompete spiele, ein wichtiger Teil meines Lebens. Zu unseren Spitzenzeiten war der Schlachthof in Bremen im Vorverkauf ausverkauft. Klar steht dann irgendwann die Frage im Raum: Setzen wir alles auf eine Karte, spielen 100 Konzerte im Jahr und versuchen in ein paar Jahren dahin zu kommen, von der Band leben zu können? Wir haben uns bewusst gegen das Leben als Berufsmusiker, gegen den Rhythmus Album, Tour, Album, Tour, Album, Tour und für den Spaß an ausgewählten Konzerten entschieden.

Wenn die Fixkosten bezahlt sind, fängt das Geldverdienen ja eigentlich erst an Spaß zu machen

Natürlich denkt man auch mal daran, wie das Leben gelaufen wäre, wenn wir es versucht hätten. Generell bin ich aber froh, dass ich regelmäßig in meinem eigenen Bett schlafen darf. Zudem haben wir uns eine Luxussituation geschaffen: Wir haben ein kostenintensives Hobby, das sich von alleine trägt und spielen im Norden Deutschlands vor einem Publikum, dass sich auf uns freut und uns feiert. Wir müssen keine privaten Kröten zusammenkratzen, um eine CD produzieren zu können und haben einen schönen großen Proberaum für uns alleine (mit integriertem Tonstudio von unserem Schlagzeuger Sven, der sich für das Geldverdienen mit seiner Leidenschaft entschieden hat).

Nur: Es bleibt halt auch kein Geld übrig.

Dummerweise liebe ich Luxus: Konzerte, Bücher, Filme und . . . Schallplatten. Ich bin ein „Record Junkie“ (The Monsters) – seit ich 15 bin, gebe ich viel zu viel Geld für das schwarze Gold aus. Ok, zugegeben, manchmal sind‘s auch CDs. Und wie andere Gras verticken, hab ich meine Sucht finanziert, indem ich im Plattenladen gejobbt hab. Viel Geld ging da abends nicht mit nach Hause, dafür wuchs der Plattenschrank – ich wollte „mehr davon“ (Die Toten Hosen). Das hat sich verändert. Dazu beigetragen hat unter anderem ein Song der Elektropunker Supershirt: „Kauf weniger ein, dann brauchst du weniger Geld, dann musst du weniger arbeiten gehen und hast mehr Zeit für dich selbst“. Der Plattenschrank wird zwar immer noch zu genüge mit Neuem angereichert, dafür trenne ich mich aber auch wieder von

Scheiben, die aus verschiedensten Gründen nicht mehr in meinem Regal stehen brauchen. Einer der Gründe ist Geld: Es gibt nämlich Menschen, die zahlen unglaubliche Summen für Schallplatten. 50, 70, 100, 200 Euro für EINE Platte, die sie zur Erfüllung ihres Glückes noch unbedingt besitzen müssen. Ich habe vor einigen Jahren auch mal 120 Mark für die „Somewhere Far Beyond“-LP von Blind Guardian ausgegeben und frage mich immer noch, warum ich damals so viel Geld übrig hatte. Neulich habe ich eine Platte für 6 Euro bei Hot Shot Records in Bremen gekauft und direkt danach wieder für 35 bei Discogs im Internet verkauft. Ein Freund fragte mich, ob es sich nicht schlecht anfühle in dem Spiel mitzuspielen, von wegen „Money – Root of all evil“ (Lex Barker Experience). Nicht wirklich! Wenn jemand derart viel Geld für Schallplatten ausgibt, wird es ihm oder ihr nicht so schlecht gehen und ich kann‘s gerade gebrauchen – Geld liegt somit quasi überall auf der Straße rum, man muss nur den Blick dafür haben.

Zu fast jeder der Scheiben, die bei mir im Regal steht, könnte ich mindestens eine Geschichte erzählen, da fällt die Trennung auch mal nicht leicht. Aber hören werde

ich all die Platten eh nicht mehr und loslassen kann sich ganz schön gut anfühlen. Zudem ist es ein abgefahrener Gedanke, sich vorzustellen, dass Platten, die mehrere Jahre in meinem Zimmer zuhause waren, jetzt irgendwo in Kanada, Japan oder Finnland zwischen ganz vielen neuen Freunden eine neue Heimat gefunden haben.

Neue Schallplatten kaufe ich mir mittlerweile viel weniger, weil mir die gegenwärtige Preispolitik mit 20, 25 oder sogar 35 Euro für ein Album tierisch auf den Sack geht. Klar ist der Wertverfall bei der LP nicht so krass wie bei einer CD, aber da geht einfach der Spaß am Kaufen flöten, und es kommt immer mehr auch zu einer Zwei- bis Drei-Klassen-Musikgesellschaft.

Die unterstütze ich momentan eher dadurch, dass ich völlig übertriebene Unsummen für Konzerte ausgebe, obwohl „music (. . .) for you and me and not the fuckin' industry" ist (Biohazard). Aber ich will Iron Maiden halt nochmal (beziehungsweise eigentlich sogar zweimal) sehen, wenn sie nur Songs aus den glorreichen 80ern spielen und Black Sabbath, wenn sie mit Ozzy die 70er wieder aufleben lassen. Man muss halt Prioritäten setzen! Und es ist ja auch nicht „Money for nothing" (Dire Straits), denn man kriegt im Optimalfall den ultimativen Event geboten, auch wenn man in der G18 für 5 Euro einen ebenso – nur anders – schönen Konzertabend hätte erleben können. Neben vielen kleinen Konzerten, die meist auch schon nicht mehr preiswert sind, gönn' ich mir solche Mega-Events, die mir etwas bedeuten, ein paar mal im Jahr und verbinde sie im Optimalfall mit Urlaub, der nicht mehr – wie in Zeiten meines zu exzessiven Vinylkonsums – zu kurz kommt. Und zum Finanzieren wird dann halt auch mal das Plattenregal schmaler.

Klar gibt es beim Planen des Lebens die Momente in denen ich gerne „Millionär" wär (Die Prinzen). Aber zum Lottospielen oder der Alternative „Ba Ba Banküberfall" (Die Erste Allgemeine Verunsicherung) habe ich mich auch noch nicht verleiten lassen.

Irgendwann in näherer Zukunft würde ich gern all den Babys in meinem Regal noch ein echtes aus Fleisch und Blut hinzufügen. Auch ein Luxus. Der Hilfeschrei „Hey Boss, ich brauch mehr Geld" (Gunther Gabriel) wird wohl nichts bringen, wenn ich gleich hinterher schiebe, dass ich dafür nicht mehr arbeiten möchte. Denn das wäre ja paradox: mehr zu arbeiten, um ein Kind zu finanzieren, es aber kaum zu erleben. Also wird mein Musikkonsum zum gegebenen Zeitpunkt eben mal wieder ein neues Maß entwickeln.

Denn das wäre ja paradox: mehr zu arbeiten, um ein Kind zu finanzieren, es aber kaum zu erleben

Auf jeden Fall wird es so bleiben, dass Geld bei mir keinen Götterstaus erhalten wird („Money is not our God" – Killing Joke), weil man sich Liebe nicht kaufen kann (Can't buy me love" – The Beatles). Ob der Traum noch zu meinen Lebzeiten wahr wird, wird sich zeigen („Lied vom Ende des Kapitalismus" – Peter Licht), zur Not schreiben wir die Speisekarte um („Eat The Rich" – Motörhead).

„Nichts macht den Menschen so unverträglich wie das Bewusstsein, genug Geld für einen guten Rechtsanwalt zu haben."

Richard Widmark

Der Chirurg

Text: Chris Helmbrecht

Dienstag Abend. Es ist leer in der Looch Bar.

Ich habe später ein Treffen mit einem Investment Banker, bin aber früh dran, denn ich war ohnehin in der Gegend und es lohnt sich nicht, nach Hause zu fahren. Also genehmige ich mir ein Abendessen in Moskaus bester Lounge.

Die Bedienung bringt mich an meinen Platz, als mir am Nachbartisch Alex auffällt. Ich kenne Alex schon ein paar Jahre. Er ist auch Promoter, aber in seinem Hauptberuf Chirurg an einer Moskauer Klinik. Viele Promis des Moskauer Nachtlebens arbeiten tagsüber in Kliniken. Pascha Facecontrol, Moskaus bekanntester und härtester Türsteher, ist Zahnarzt. Soziale Berufe bringen in Moskau noch weniger Geld als in Europa. Eine Nachtschicht im Klub bringt so viel wie ein Monatsgehalt im Krankenhaus.

Ich grüße Alex und er lädt mich zu sich an den Tisch ein. Wir haben uns Monate nicht gesehen. Ich freue mich auf ein paar seiner Geschichten. „Weißt du, dass ich nicht mehr im Krankenhaus arbeite?“, fragt er. „Hab‘ das Nachtleben auch an den Nagel gehängt“, fügt er hinzu. „Ich arbeite jetzt für Pfizer. Die kennst du, oder? Das ist die Firma, die Viagra herstellt“. „Na klar kenne ich die. Wie kommt’s?“, frage ich und erwarte eine langweilige Geschichte über eine neue Freundin oder dergleichen. „Vor ein paar Monaten saß ich in der Nachtschicht. Ich hatte schon ein paar OP’s und beschloss mich kurz hinzulegen, um eine Pause zu machen, als einer meiner Assistenten ins Zimmer stürmt. Wir hatten einen Mann mit schweren Schusswunden und Verletzungen der inneren Organe auf dem Tisch liegen. Ich sollte ihn wieder zusammenflicken. Er hatte zwölf Schusswunden und mehrere davon in Bauch und Oberkörper. Es sah nicht gut für ihn aus. Als ich begann, ihn zu operieren, stürmten mehrere Männer in den OP. Sie zogen mich hinaus in den Gang und hielten mir eine Pistole an den Kopf. Sie sagten, dass ich sterbe, wenn er stirbt. Kannst du dir das vorstellen?“. Ich bin schockiert und nicke mit dem Kopf. „Danach hatte ich eine fünfstündige Operation. Ich habe mein Bestes gegeben und das, obwohl mir vor Aufregung die Hände zitterten. Dann wurde der Mafia-Boss auf die Intensivstation gelegt. Sein Zustand war äußerst instabil. Er war schon sehr alt, weißt du. Ich wusste nicht, ob er die nächsten Stunden überlebt, aber ich konnte nichts mehr für unseren Patienten tun. Ich übergab ihn an die nächste Schicht. Als ich hinaus zu meinem Auto ging, warteten dort wieder diese Typen. Sie wiederholten ihre Drohungen. Sie wüssten, wer ich bin und wo ich wohne. Ich habe kurz überlegt, die Polizei zu rufen, aber du weißt ja selbst, wie korrupt die sind. Die stecken doch alle unter einer Decke“. „Und dann?“, frage ich. „Der Mafiaboss lag noch ein paar Tage bei uns, weil er nicht transportfähig war. Sein Zustand war über Tage kritisch und er wäre ein paar Mal fast abgekratzt. Doch dann hat er es geschafft und sein Zustand stabilisierte sich. Ich war so erleichtert. Als er transportfähig war, verlegten sie ihn sofort in eine Privatklinik. Bevor sie ihn wegbrachten, wollte er mich unbedingt sehen. Er schenkte mir seine Uhr“. Alex zeigt auf sein Handgelenkt. Dort hängt eine protzige Philip Patek. „Du trägst seine Uhr?“ „Warum nicht?“, sagt Alex und grinst ein bisschen verlegen. „Und dann?“, frage ich. Die Geschichte klingt wie die aus einem Hollywood-Film. „Er meinte, dass er mir sein Leben lang dankbar sein wird. Er entschuldigte sich für das Verhalten

und den Druck seines Gefolges. Danach gab er mir seine Telefonnummer. Ich solleihn anrufen, wenn ich Probleme hätte oder irgendetwas bräuchte. Am nächsten Tag brachten seine Leute einen nagelneuen 5er BMW in die Klinik und übergaben mir die Papiere und den Schlüssel. Das war es, danach habe ich gekündigt. Ich bin doch nicht doof und lass mich für 180 EUR im Monat umbringen. Es war mein Kindheitstraum, Chirurg zu werden. Doch nach sechs Jahren Stress mit schlechter Bezahlung und diesem Erlebnis war es genug". Ich nicke zustimmend. „Was für eine Geschichte. Ich bin geschockt". „Ich verdiene jetzt das Zwanzigfache und habe einen sicheren Schreibtischjob", fügt Alex hinzu. „Bedienung! Zwei Final Cut. Das muss gefeiert werden!", rufe ich in den Raum.

Es war mein Kindheitstraum, Chirurg zu werden.

Ich habe noch genug Zeit, um mit Alex auf sein neues Leben anzustoßen. Wahrscheinlich werden wir uns jetzt nicht mehr so oft sehen, aber ich freue mich für ihn.

Ein paar Tage später lese ich, dass Aslan Usoyan, einer der großen Mafia-Bosse Moskaus von einem Scharfschützen erschossen wurde. Er war 76 Jahre alt und es steht in den Zeitungen, dass er nicht das erste Mal angeschossen wurde. Ich frage mich, ob Alex damals Usoyan operiert hat. Ich frage mich auch, ob der arme Kerl noch lebt, der Usoyan dieses Mal auf dem OP-Tisch liegen hatte.

Martin Märtens
wurde 1971 in Bremen geboren.
Nach diversen journalistischen Stationen arbeitet er mittlerweile als Redaktionsleiter für ein Stadtmagazin. Das größte Hobby neben Fußball und Musik: die Salz- und Frischwasserangelei.

Sigrun Strangmann
Es war der 22. September des Jahres 1981, als Sigrun zur Welt kam. Heute arbeitet sie als freie Fotografin in Bremen und Oldenburg und hat ihren Schwerpunkt auf People Fotografie gesetzt, inszeniert aber auch gerne Stillleben und Food.

www.sigrunstrangmann.com

Peter Gough
wurde 1975 in Dublin geboren wo er Kommunikations-Design, studiert hat. Er arbeitet seit 1996 in Bremen als Designer. Neben seiner selbstständigen Arbeit ist er ehrenamtlich im Vorstand des Klub Dialog und Lehrender an der Hochschule Bremen.

www.ire-bremen.de

Steffi Urban
kam 1972 im Ostharz zur Welt. Nach dem Mauerfall schlug sie zunächst die Beamtenlaufbahn ein, ehe sie sich für eine journalistische Laufbahn entschied. Heute arbeitet sie als Redakteurin, ist leidenschaftliche Fotografin, Kinobesucherin, Norwegenbesucherin, Norwegischlernerin, Klavierspielerin sowie Konzertgängerin.

Matthias Höllings
Der Plan war anfangs, als Maurer oder Rennfahrer sein Geld zu verdienen. Als das so nicht klappte, wurde er zunächst Diplom-Sozialpädagoge, um dann anschließend, nach einigen Stationen bei Stadtillustrierten, als Pressesprecher bei der Stadthalle in Bremen zu landen. Dort arbeitet der heute 61-jährige Beatles-Fan und bekennende Zugfahrer noch immer, auch wenn die Halle mittlerweile ÖVB-Arena heißt.

Annica Müllenberg
geboren 1979, arbeitet als Redakteurin in Bremen. Studium der Politikwissenschaften in Leipzig und Bremen.

Fetisch: (noch) unbekannt.
Dominabesuche: einer.

Jörg Obernolte
kam 1970 in Lemgo im Kreis Lippe zur Welt. Der Diplom-Gestalter für Fotografie und Medien liest in seiner Freizeit gerne, versucht viel Zeit mit der Familie zu verbringen und liebt es, Kunst in seiner „Wunderkammer“ zu produzieren.

Julia Engelmann
wurde 1992 in Bremen geboren. Nach dem Abitur spielte sie zwei Jahre lang die Franziska Schubert in dem Daily Drama „Alles was zählt“ (RTL). Derzeit studiert sie Psychologie in Bremen und geht ihrem Hobby als Poetry-Slammerin nach.

Tobias Meyer
arbeitet in einer Medienagentur für verschiedene Publikationen. Nebenbei studiert er Internationale Fachjournalistik an der Hochschule Bremen im sechsten Semester. Ab Juli ist das mit 22 Jahren jüngste Mitglied unseres Kollektivs ausgebildeter Redakteur.

Lasse Timm
1977 geboren, seitdem - trotz einjährigem Ausflug nach Rotenburg - mit Bremen verwachsen. Liebt Musik. Spielt Trompete bei den bekloppten Mönchen. Mag die Buchte sehr. Legt gern Platten auf und organisierte die letzten Jahre viele Konzerte und Partys. Der Text im BOM13 #3 ist seine erste schriftliche Veröffentlichung seit seinem Metalfanzine „Burnout“ Mitte der 90er. Sozialarbeiter im Jugendamt. Hatte zum Zeitpunkt des Fotos pfeifendes Drüsenfieber und trägt sonst ne Brille.

Sylvia Roth,
1972 im Schwarzwald geboren, wollte eigentlich Fahrradmechanikerin werden, studierte dann aber Musikwissenschaft und arbeitet seit elf Jahren als Opern-dramaturgin an verschiedenen Theatern dieser Republik. Sie liebt Kaugummiauto-maten, Sushi, Tatort Münster und lebt trotz unstillbaren Heimwehs nach Lissabon gerne in Bremen.

Chris Helmbrecht,
Jahrgang1971, lebt – nach Stationen in New York und Teneriffa – seit zehn Jahren in Moskau. Nach einer Karriere als Bundespolizist und als einer der besten Ex-trem-Snowboarder Deutschlands, betreibt er heute eine Kreativagentur und gehört zu den bekanntesten Partymachern und DJs der Stadt. Sein Blog auf stern.de über das wilde Leben in der russischen Metropole machte Furore.

Karin Mörtel
(Jahrgang 1979) lebt und arbeitet als freie Journalistin in Bremen. Eine der folgenden Sachen hat sie nie erlebt: Fallschirmsprung aus 3500 Metern Höhe, zehn Jahre Block-flötenunterricht genossen, ein Tag in Las Vegas verheiratet gewesen.

Ann-Kathrin Radtke
wurde 1983 in Eutin an der Ostsee geboren. Seit sie 2011 ihr Design-Studium an der Hochschule für Künste erfolgreich beendet hat, arbeitet sie freiberuflich als Illustratorin, Cartonistin und Schnellzeich-nerin. Sie ist Mitbegründerin von 16zumoin und liebt es, zu animieren und Charakters zu entwickeln. Portrait-Zeichnen, Yoga und Tanzen sind ihre liebsten Hobbies.

www.ann-kathrin-radtke.com

Rick Rozz
erblickte vor 37 Jahren das Licht der Welt. Eigentlich wollte er Rennfahrer oder Pro-fessor werden, entschied sich dann aber doch für eine journalistische Laufbahn. In seiner Freizeit fährt er gerne Rad, hört Me-tal- und Hardcorebands und schlägt selbst ganz gerne mal härtere Töne an.

Frank Schümann,
Jahrgang 1965, arbeitete als Redakteur unter anderem für das Delmenhorster Kreisblatt, das Westfalen-Blatt und Die Welt. Ist bekennender Rock-Fan, schrieb aber zwei Bücher über das Theater. Seit 2005 ist er als Pressesprecher für das Theater Bremen tätig.

Sönke Busch,
geboren 1980, Privatier und Schriftsteller. Nach der erfolgreichen Absolvierung seiner herausragenden Schullaufbahn studierte Sönke Busch Filmregie in Wien. Es folgten langjährigen Studienaufenthalten in Berlin, St. Tropez , New York und Internet. Bald schon zog es ihn jedoch zurück in seine Heimatstadt, um sich ausgiebigst den seltsamen Vorkommnissen dieser besten aller Städte zu widmen.

Max Vähling,
besser bekannt als Jähling, ist Diplomsozi-ologe sowie freiberuflicher Autor, Zeichner und Webdesigner. Er zeichnet Comicserien wie „Monsterjägerin Conny Van Ehlsing“ und „Reception Man“ und veröffentlicht – neben seinem Eigenverlag Dreadful Gate Productions – in Magazinen und Antho-logien quer durch die deutschsprachige Independent-Szene.

Christian Rittershofer
lebt in Frankfurt/M. und ist Autor des Lexikons „Politik, Staat, Gesellschaft“ (Beck/dtv)

Sven Förster
wurde 1971 in Bremen geboren. Nach dem Studium der Sozialwissenschaften zog es ihn von Göttingen nach Frankfurt, wo er heute mit seiner Lebensgefährtin und seinen beiden Töchtern lebt.

Basteln was das Zeug hält!

Ob mit Bleistift, Ösenzange, Heißklebepistole, Lötkolben … Wir werden zusammen ans Werk gehen und Beiträge für die kommende BOM13-Ausagbe erzeugen – mit BBQ.

BOM13 lädt Kreative ein – zum
Kreativ-Workshop bei Kalle!

BOM13 Kalle

Termin #2: Do. 01.08. 18 Uhr

Pauschalbetrag 18 Euro p. Kopf
[Werkstatt Gebühren & Grill-Unkosten]

Anzahl der Teilnehmer ist begrenzt.
Anmeldung bitte bei Facebook über
BOM13 [»BomBon«]

Siehe QR-Code:

Impressum

Martin Märtens, Redaktion
Tobias Meyer, Redaktion
Steffi Urban, Redaktion
Rick Rozz, Redaktion
Annica Müllenberg, Redaktion
Sven Förster, Redaktion
Matthias Höllings, Redaktion
Sylvia Roth, Redaktion
Karin Mörtel, Redaktion
Christian Rittershofer, Redaktion
Julia Engelmann, Redaktion
Lasse Timm, Redaktion
Chris Helmbrecht, Redaktion
Frank Schümann, Redaktion
Sönke Busch, Redaktion

Sigrun Strangmann, Fotografie
Jörg Obernolte, Fotografie
Justus Becker, Fotografie

Peter Gough, Design
Ann-Kathrin Radtke, Illustration
Jan Kranefeld, Programmierung
Max Vähling, Comics